

# Streifzüge

Nummer 42 / März 2008

5,- Euro



Heuler desavouiert Wettbewerb \* Creydt deformiert Demokratie \* Schandl derangiert Politik \* Enderwitz delogiert Kinder \* Beneder decouvriert Handys \* Bönold dehydriert Wertabspaltung \* Bockelmann delaboriert Kafka \* Galow-Bergemann dettowiert Heuschrecken \* Hemmungslos gemäßigte Absagen an Hunger, Lichtdealer, Flaggen, Autos, Narrentürme und Latrinenhaubitzen

## IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

### MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretenstraße 71-73/23, 1050 Wien.  
E-Mail: streifzuege@chello.at  
Website: www.streifzuege.org

### DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien  
Auflage: 1.500

### COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von Autor/in, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

### OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der *Streifzüge* und an keinem anderen Medienunternehmen beteiligt.

*Grundlegende Richtung:* Kritik und Perspektive.

### REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans des Medieninhabers) Christoph Adam, Andreas Exner, Lorenz Glatz, Franz Schandl, Martin Scheuringer, Ricky Trang und Maria Wölflingseder.  
*Umschlaggestaltung:* Pichl Peter.

### KONTEN

*Konto für Österreich:* Kritischer Kreis, PSK, BLZ 60000  
Kontonummer 93 038 948

*Konto für Deutschland:* Franz Schandl, Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85  
Kontonummer 405 952 854

*Konto für Abos in anderen EU-Staaten:*  
Verein Kritischer Kreis,  
BIC: OPSKATWW  
IBAN: AT87 60000 00093038948

### ABONNEMENTS

*Aborichtpreise* für 3 Hefte pro Jahr:  
1 Jahr 14 Euro, 2 Jahre 26 Euro,  
3 Jahre 36 Euro.

Erstbeziehende bitten wir um schriftliche Bestellung, da seitens des grandiosen Bankservices den Kontoauszügen nicht immer die vollständige Adresse zu entnehmen ist.

Nachbestellende bitten wir um die Anführung der Postleitzahl.

Das Abo endet, wenn es nicht durch Einzahlung verlängert wird.

## INHALTSVERZEICHNIS

<b>Oliver Heuler:</b> Staatsreligion Wettbewerb – Drei Mythen dienen als Standbeine . . . . .	3
<b>Franz Schandl:</b> Unpopuläres zum Populismus – Skizzen einer Antipolitik (3. Teil) . . . . .	10
<b>Karl-Heinz Lewed:</b> Mittelstand und Narrentum – Besprechung des Films „Vorne ist verdammt weit weg“ . . . . .	14
<b>Meinhard Creydt:</b> Demokratie als Form – Der Beitrag demokratischer Politik zur Erhaltung und Stärkung der menschlichen Weltlosigkeit (2. Teil) . . . . .	15
<b>Lothar Galow-Bergemann:</b> „Gegen Börsenungeziefer“ – Spontane Empörung, Vernichtungssehnsucht und Reflexion – Anmerkungen zu einer Debatte in der Gewerkschaft ver.di . . . . .	21
<b>Beatrix Beneder:</b> Immer erreichbar, aber kaum da – Mobilisierungstechniken Handy und Auto . . . . .	25
<b>Eske Bockelmann:</b> . . . aber noch eigentlicher warst du ein teuffischer Mensch! Kafka (2. Teil) . . . . .	27
<b>Fritjof Bönold:</b> Zur immanenten Kritik am Wert-Abspaltungstheorem (1. Teil) . . . . .	33
<b>Ulrich Enderwitz:</b> Kinder – Notizen aus der Begriffswerkstatt (2) . . . . .	39
<b>Kolumnen</b>	
Dead Men Working von Ernst Lohoff . . . . .	20
Immaterial World von Stefan Meretz . . . . .	32
Rückkopplungen von Roger Behrens . . . . .	38
Unumgänglich von Franz Schandl . . . . .	44
<b>Rubrik 2000 abwärts</b>	
Martin Scheuringer (M.Sch.) . . . . .	22
Peter Samol (P.S.) . . . . .	24, 40
Lorenz Glatz (L.G.) . . . . .	42

# Staatsreligion Wettbewerb

DREI MYTHEN DIENEN ALS STANDBEINE

von Oliver Heuler

Das Leben ist für uns zu einer endlosen Serie von Wettbewerben geworden. Der Wettbewerb ist so präsent, dass wir nicht einmal mehr über ihn nachdenken oder ihn gar infrage stellen: Niemand zerbricht sich darüber den Kopf, was es wirklich heißt, wenn man sich ständig in Situationen wieder findet, in denen die einen scheitern müssen, damit die anderen Erfolg haben können.

Konkurrenz spielt in Wirtschaft, Schule und Freizeit der verschiedenen Kulturen eine unterschiedliche Rolle. Manche Gesellschaften kommen fast ohne Wettbewerb aus; in Amerika und in vielen europäischen Ländern (einschließlich Deutschland) ist der Wettbewerb jedoch tief in der Psyche der Menschen verankert. Wettbewerb ist fast unsere Staatsreligion: Widerstand gegen Wettbewerb grenzt an Häresie.

Das Schulsystem erzieht uns nicht nur dazu, die anderen zu überrunden, sondern sie sogar als Hindernisse für unseren eigenen Erfolg zu betrachten. Unsere Freizeit ist von Spielen bestimmt, in denen die eine Person oder Mannschaft die andere schlagen muss. Die Buchläden sind voll mit Anleitungen zum erfolgreichen Wettkampf. Selbst in der Familie herrscht oft ein unterschwelliger Kampf, in dem Anerkennung als knappe Ware gilt und Liebe zu einer Trophäe wird.

Kein Teil unseres Lebens kann dem Zwang entgehen, uns selbst und andere in Rangfolgen zu bringen. So ist der berühmte Ausspruch von Vince Lombardi „Gewinnen ist nicht alles, es ist das Einzige“, nicht nur ein Ausdruck eines fanatischen Football-Coaches, er ist der kulturelle Imperativ.

Wenn wir davon sprechen, eine Aktivität sei konkurrenzorientiert, meinen wir damit eine sich gegenseitig ausschließende Zielverwirklichung. Mit anderen Worten: Mein Erfolg macht Dein Versagen erforderlich. Wenn der eine genauso viel verlieren muss, wie der andere gewinnt, wie beispielsweise beim Poker, sprechen wir von einem „Nullsummen-Spiel“.

Wenn wir sagen, ein Mensch wäre konkurrenzorientiert, meinen wir seine Neigung, andere ausstechen zu wollen: Bei einem geselligen Anlass versucht einer der

Anwesenden, allen zu beweisen, er sei die attraktivste und intelligenteste Person im Raum, obwohl dafür keine Preise ausgeteilt wurden und keiner der anderen sich über die Frage irgendwelcher Gedanken gemacht hat. Das ist das Kennzeichen des Neurotikers: er vergleicht sich stets mit anderen, auch in Situationen, in denen es keineswegs angebracht ist.

Grundsätzlich kann man seine Ziele auf drei Arten erreichen: auf konkurrenzorientierte Weise – die Beteiligten arbeiten gegeneinander; auf kooperative Weise – die Beteiligten arbeiten miteinander und auf unabhängige Weise – jeder arbeitet für sich.

Wir gehen bisweilen wie selbstverständlich davon aus, nur dann auf ein Ziel hinarbeiten und uns dafür Standards setzen zu können, wenn wir mit anderen wetteifern. Das ist schlicht falsch. Wir können auch ohne Wettbewerb ein Problem meistern und den eigenen Fortschritt messen. Ein Gewichtheber kann zum Beispiel versuchen, fünf Kilo mehr zu stemmen als am Vortag. In diesem Zusammenhang sagen wir manchmal, „er tritt gegen sich selbst an“, eine irreführende Beschreibung. Bei dem Vergleich aktueller Leistungen mit früheren oder mit objektiven Standards handelt es sich keineswegs um Wettbewerb. Diese Begriffsverwendung festigt den Mythos der Unvermeidbarkeit oder Wünschbarkeit des Wettbewerbs: Da niemand verliert, wenn eine Person ihre eigene Bestzeit zu unterbieten versucht, es sich jedoch um eine Form von Wettbewerb handelt, kann Wettbewerb so schlimm nicht sein.

Wer den Wettbewerb infrage stellt, muss drei Behauptungen als Mythen identifizieren:

1. Der Wettbewerb sei Teil unserer Natur.
2. Der Wettbewerb ermögliche Höchstleistungen.
3. Wettkämpfe würden mehr Spaß machen als Betätigungen ohne Wettkampfscharakter.

Anhand von unzähligen Studien aus den Wissensgebieten Sozialpsychologie, Soziologie, Psychoanalyse, Erziehungswissenschaften, Freizeitstudien, Evolutionsbiologie und Kulturanthropologie, ist es tatsächlich möglich, alle drei Mythen als solche zu identifizieren. Wenn wir den

Wettbewerb seiner Behauptungen entkleiden, was er angeblich leistet, bleibt nur sein Wesen: die sich gegenseitig ausschließende Zielverwirklichung. Der eine hat Erfolg, weil er dem anderen versagt bleibt.

## Mythos 1: Ist der Wettbewerb Teil unserer Natur?

Wenn von einer Eigenschaft gesagt wird, sie sei Teil unserer Natur, heißt das, dass sie sich bei allen Menschen, in allen Kulturen und in der gesamten Gattungsgeschichte findet. Außerdem würde sie zum unausweichlichen Schicksal aller Generationen erklärt. Da sich leicht zeigen lässt, dass dies im Fall des Konkurrenzstrebens nicht der Fall ist, muss man sich fragen, wem diese Behauptung dient. Die Geschichte zeigt, dass die menschliche Natur immer dann ins Feld geführt wird, wenn es Veränderungen zu verhindern gilt. Die Verwirklichung von Idealen und Reformen wird so im Keim erstickt: „Bezaubernde Idee, aber leider wider die menschliche Natur“, heißt es dann. Thema beendet. Das Ganze hat auch einen angenehmen psychologischen Nebeneffekt: „Wenn ich mich nicht ändern kann, ist es sinnlos, mich überreden zu wollen, dass ich es soll.“ Thema endgültig beendet.

Der Wettkampf in der Tierwelt wird oft als überzeugender Beleg dafür vorgebracht, dass Konkurrenz auch ein Teil unserer Natur ist. Bevor wir das Material genauer sichten, gilt es der Annahme zu widersprechen, Aussagen über Tiere könnten uneingeschränkt auf Menschen übertragen werden. Unsere Gattung nimmt aufgrund der vermittelnden Rolle der Kultur eine Sonderstellung ein. Nur wir Menschen manipulieren Symbole, denken über das Denken nach, stellen Fragen, fällen Werturteile, schätzen Absurdität, schaffen Institutionen, um uns dann über ihre Grenzen Gedanken zu machen. Urteile über den Wert des Wettbewerbs zwischen Menschen müssen deshalb hauptsächlich auf soziale und nicht biologische Zusammenhänge gegründet sein.

Im Tierfilm sieht man zwei kraftvolle Männchen unbestimmter Art, die in einen tödlichen Kampf verstrickt sind, während das Weibchen als Preis gelassen am Rande

auf den Ausgang des Kampfes harrt. Die Schlussfolgerung lautet: In der gesamten Tierwelt, von den Pantoffeltierchen bis hin zu den Flusspferden, ist man pausenlos damit befasst, Gewinner und Verlierer zu ermitteln.

Eine genauere Betrachtung des Konzeptes der „natürlichen Auslese“, wäre jedoch hilfreicher: Die Theorie geht davon aus, die Zukunftschancen einer Art seien umso größer, je besser sie sich an ihre Umwelt anpasst – und besonders an Veränderungen in dieser Umwelt. Sich anpassen heißt, sich fortpflanzen; sich fortpflanzen heißt überleben. Bis zu diesem Punkt gibt es keinen Streit. Viele Jahre lang haben jedoch Biologen und Verhaltensforscher die weit verbreitete Vorstellung ermutigt, natürliche Selektion sei gleichbedeutend mit Wettbewerb. „Das Überleben des Stärksten“, um einen Begriff aufzunehmen, der nicht von Darwin sondern von Herbert Spencer stammt, scheint eine Frage des Kampfes zu sein. Die Gewinner leben weiter, um an einem neuen Tag einen neuen Kampf auszutragen.

In Wirklichkeit herrscht keine notwendige Beziehung zwischen natürlicher Auslese und Wettkampf. Die Gleichsetzung von Wettkampf und Erfolg in der natürlichen Auslese ist lediglich ein kulturelles Vorurteil. Erfolg, definiert als Größe der Nachkommenschaft, lässt sich durch eine Vielzahl von Strategien erzielen, zum Beispiel durch Symbiose: das Zusammenleben artverschiedener, aneinander angepasster Organismen. Mit „natürlicher Auslese“ ist keinesfalls gesagt, ob konkurrentes oder kooperatives Verhalten bevorzugt wird. Darwin selbst benutzte den Begriff „Kampf ums Dasein“ nach seinen eigenen Worten „in einem weiten und metaphorischen Sinne, unter dem die Abhängigkeit der Wesen voneinander einbegriffen wird“. Wie aber sieht die Praxis aus? Erstaunlicherweise tritt die natürliche Auslese, ungeachtet jener aufregenden Tierfilme, ohne erkennbaren Kampf auf. Manchmal kommt es zum Kampf, der dann sogar oft der natürlichen Selektion eher hinderlich als förderlich ist. Die Erlangung von Vorteilen in der Reproduktion ist gewöhnlich ein friedlicher Prozess. Von Bedeutung sind dabei: bessere Integration in die ökologische Situation, die Erhaltung des Gleichgewichts der Natur, eine effizientere Nutzung des verfügbaren Futters, eine bessere Fürsorge für die Jungen, die Beseitigung von Spannungen (Kämpfen) in der Gruppe, die die Reproduktion behindern können, die Nutzung von Umweltressourcen, die nicht Gegenstand des Wettkamp-

fes sind oder von anderen weniger effektiv ausgebeutet werden.

Die natürliche Auslese erfordert keinen Wettkampf, im Gegenteil, sie entmutigt ihn. Überleben erfordert in der Regel, dass die Einzelnen miteinander, nicht gegeneinander arbeiten – und zwar innerhalb der Gattung wie zwischen ihnen. Wenn das zutrifft und die natürliche Auslese der Motor der Evolution ist, gleichsam das Grundthema der „Natur“, dann müssten wir auf eine große Zahl von Tieren treffen, die miteinander kooperieren. Und so ist es auch:

Peter Kropotkin hat 1902 als erster die Allgegenwart der Kooperation unter den Tieren gezeigt. Nachdem er die Gewohnheiten verschiedener Arten, von den Ameisen bis zu den Bisons untersucht hat, kommt er zu der Schlussfolgerung: „Konkurrenz beschränkt sich unter Tieren auf Ausnahmeseiten. Bessere Zustände werden geschaffen durch die Überwindung der Konkurrenz durch gegenseitige Hilfe. Das ist die Tendenz der Natur, die nicht immer völlig verwirklicht wird, aber immer wirksam ist. Das ist die Parole, die aus dem Busch, dem Wald, dem Fluss, dem Ozean zu uns kommt.“

Fünzig Jahre später bestätigte W. C. Allee dieses Prinzip in seinem Buch „Cooperation among animals“. Montagu hat inzwischen eine eindrucksvolle Bibliographie anderer Wissenschaftler erstellt, die zu denselben Schlussfolgerungen gelangen. Der Zoologe Marvin Bates kann als repräsentativ für diese Autoren gelten: „Der Wettbewerb oder Kampf ist ein Oberflächenphänomen, das eine im wesentlichen wechselseitige Abhängigkeit überlagert. Das Grundthema in der Natur ist eher die Kooperation, nicht der Wettkampf – eine derart allgegenwärtige und völlig integrierte Kooperation, sodass es schwierig ist, die einzelnen Stränge zu entwirren und zu verfolgen. Es ist zum Beispiel im Interesse beider Exemplare (oder Arten), nicht um ein Wasserloch zu kämpfen; Wanderung ist eine der vielen Strategien, die es beiden Parteien erlaubt zu überleben. Bemerkenswert jedoch ist, dass diese Autoren nicht nur behaupten, Tiere neigten dazu, den Wettkampf zu meiden, sondern dass ihr Verhalten weithin vom Gegenteil gekennzeichnet ist, nämlich von Kooperation.“

Hier drängt sich eine Frage auf: Wenn Kropotkin dieses Bild schon vor so langer Zeit beschrieben hat und seine Aussagen inzwischen weithin von der Wissenschaft akzeptiert werden, wie erklärt sich dann die weite Verbreitung des gegenteiligen

Bildes? Warum erscheint die Idee einer kooperativen Natur vielen von uns so überraschend? Es bieten sich mehrere Antworten an: Zum Ersten ist Kooperation für das nackte Auge nicht immer so leicht zu erkennen, während ein Wettkampf sich mühelos beobachten lässt. Kiebitze schützen andere Vögel vor Feinden; Paviane und Gazellen kooperieren beim Erkennen von Gefahr (die ersteren halten Ausschau, letztere lauschen und wittern); Schimpansen jagen kooperativ und teilen die Beute; Pelikane fischen kooperativ. Man könnte die Produktion von Sauerstoff bei den Pflanzen und von Kohlendioxid bei den Tieren als Prototyp der kooperativen Interaktion beschreiben, die bei den höheren Arten ausgeprägter und bewusster wird. All das macht sich jedoch nicht gut im Fernsehen. Es ist leicht, Zusammenhänge zu ignorieren, die keine Aufmerksamkeit erregen.

Zum Zweiten treffen wir auf sprachliche Doppeldeutigkeit. In der Folge von Darwin gebrauchen einige Biologen und Zoologen „Wettkampf“ im metaphorischen Sinne und meinen damit nichts anderes als natürliche Auslese. Stoßen wir in einem Gebiet, das einst mehrere Arten beherbergte, nur noch auf eine Art, können wir den Ausscheidungsprozess als „Wettkampf“ bezeichnen. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, solange wir im Sinn behalten, dass es sich hier weder um eine Beobachtung noch um eine Schlussfolgerung handelt, sondern lediglich um eine Definition: Wir benutzen das Wort auf eine Weise, nach der dieses Szenarium Wettkampf ist. Problematisch wird das jedoch dann, wenn wir die beiden Bedeutungen von Wettkampf vermischen – die weit gefasste, fast triviale Bedeutung, die der Beschreibung allen Lebens dienen kann und den engeren Sinn, mit dem ein zielorientierter Versuch angesprochen ist, andere auszustechen. Diese Vermischung lässt sich benutzen, um zugunsten der Unvermeidlichkeit des Wettbewerbs im menschlichen Leben zu argumentieren. Es handelt sich um einen naiven Schluss vom Allgemeinen aufs Besondere, der oft schon zu irrigen Folgerungen geführt hat:

1. Die natürliche Welt ist ihrem Wesen nach konkurrent (im ersten Sinne).
2. Die Menschen sind konkurrent (im zweiten Sinne).
3. Also liegt der Wettbewerb im Wesen des Menschen.

Es gibt noch einen dritten Grund, warum uns die Natur durchgängig als konkurrent erscheint und wir die eindrucksvollen Bilder gegenseitiger Hilfe

übersehen. Er ist in der allgemeinen Tendenz des Beobachters zu suchen, sich auf den beobachteten Gegenstand zu projizieren: Da der Wettbewerb in unserer Kultur so präsent ist, gehen die Ökologen bei der Untersuchung von Tiergemeinschaften davon aus, dass es dort genauso sein müsse.

Wie gesehen, hat Kooperation jedoch im Allgemeinen einen weit höheren Überlebenswert als Wettkampf. Dies gilt, wie Darwin erkannte, vor allem für Menschen. Wenn wir uns fragen, ob der Wettkampf in einem aggressiven, kämpferischen Sinne jemals für die Menschen einen adaptiven Wert besaß, was höchst zweifelhaft ist, dann ist eindeutig klar, dass er in der modernen Welt keinerlei Anpassungswert mehr besitzt. Vielleicht war kooperatives Verhalten in der Geschichte des Menschen noch nie so wichtig wie heute.

Wenn man überdies zeigen könnte, dass Wettbewerb ein erlerntes Verhalten ist, würde auch das widerlegen, dass der Wettbewerb in der Natur des Menschen liegt. Die erste umfassende Untersuchung zu diesem Thema wurde von dem Social Science Research Council in Auftrag gegeben. Mark May und Leonard Doob berichten über 24 Forschungsergebnisse, deren Ergebnis zusammenfassend lautet: „Die Menschen sind von Natur aus zielorientiert, aber ob sie diese Ziele zusammen mit anderen anstreben (Kooperation) oder gegen sie (Wettbewerb), es sind beide Male erlernte Verhaltensformen. Keine der beiden Verhaltensweisen, lässt sich als genetisch grundlegender oder ursprünglicher bezeichnen.“

Die Sportpsychologen Thomas Tutko und William Bruns gelangen auf der Grundlage umfangreicher Erfahrung mit Sportlern aller Altersstufen zu derselben Ansicht: „Wettbewerb ist ein erlerntes Phänomen. Die Menschen werden nicht mit der Motivation zu gewinnen oder konkurrenz zu sein geboren. Wir sind mit einem bestimmten Aktivitätspotential ausgestattet und wir haben alle einen Überlebensinstinkt. Aber auch der Wille zu gewinnen muss trainiert werden und entsteht unter dem Einfluss von Familie und Umwelt.“

Da ein einziges Beispiel nicht konkurrenzverhaltens ausgereicht hätte, um das Argument mit der menschlichen Natur zu entkräften, kommen wir nun vom Können zum Sollen: Da Wettbewerb nicht notwendig ist, steht es uns frei zu erwägen, ob er wünschenswert ist. Und das bringt uns zu...

## **Mythos 2: Ermöglicht Wettbewerb Höchstleistungen?**

Wer populäre Artikel über den Wettbewerb liest oder sich mit Freunden unterhält, wird auf die immer gleiche Überzeugung zu stoßen: „Selbst ein Mindestniveau an Produktivität würde verschwinden, wenn wir nicht konkurrieren. Der Wettbewerb bringe unsere besten Seiten hervor. Er ist gleichbedeutend mit Zielorientierung, mit dem Erwerb von Fähigkeiten, mit dem Streben nach Erfolg.“ Eine nicht konkurrenz Gesellschaft wäre „eine schale Erfahrung, ein bleierne Meer von Leistungsunfähigen, der psychologische Rückzug in den Schoß falscher Sicherheit und selbstzufriedener Mittelmäßigkeit“. Lösen wir uns jedoch von der Meinung des Volkes und schauen wir auf die Fakten: Margaret M. Clifford nahm an, ein Wettbewerbsspiel würde den Schülern einer fünften Klasse helfen, eine Reihe von Vokabeln zu lernen. „Entgegen unserer Erwartung verbesserten sich jedoch, weder der Einsatz noch die Erinnerungsfähigkeit spürbar.“ Soweit der Wettbewerb das Interesse anfachte, geschah das fast ausschließlich unter den Gewinnern. Morton Goldman und seine Mitarbeiter fanden heraus, dass Collegestudenten Anagramme kooperativ besser lösten als gegeneinander konkurrierend.

Bei High School Studenten erwies sich, wie Abaineh Workie herausfand, bei einem Kartenspiel „Kooperation als wesentlich produktiver als Konkurrenz“. Ein bekanntes Experiment, das Morton Deutsch 1948 mit Collegestudenten durchführte, gelangte zu demselben Ergebnis, und als er sich der Frage fünfundzwanzig Jahre später erneut zuwandte, konnte er dreizehn weitere Untersuchungen zitieren, die seine Ergebnisse stützten.

Ein Überblick über dreizehn Untersuchungen, die alle zeigen, dass der Wettbewerb keine besseren Ergebnisse bringt, klingt eindrucksvoll. Aber David und Roger Johnson und ihre Mitarbeiter veröffentlichten 1981 eine weitaus ehrgeizigere Meta-Analyse, also eine Untersuchung vorliegender Forschungsergebnisse. In dem sicherlich umfassendsten Überblick seiner Art sichteteten sie alle Studien zwischen 1924 und 1980, die sich mit Leistung in konkurrenz, kooperativen und individualistischen Strukturen befassten. Sie fanden 65 Studien, die zu dem Ergebnis kamen, Kooperation rufe höhere Leistungen hervor als Wettbewerb und in 108 Studien führte Kooperation zu höheren Leistungen als unabhängige Arbeit.

Gegenwärtig gibt es keine Aufgabe, bei der eine kooperative Herangehensweise weniger effektiv ist als ein konkurrenz oder individualistischer Ansatz, und bei den meisten Aufgaben (besonders den wichtigeren Lernaufgaben wie Begriffsaneignung, verbale Problemlösung, Kategorisierung, räumliches Denken, Erinnern und Gedächtnis, Motorik, Erraten/Beurteilen/Vorhersagen) fördert Kooperation die Leistung. Man fand außerdem heraus, dass kooperative Bedingungen der Leistung förderlich sind, unabhängig davon, ob ein Wettbewerb zwischen Gruppen hinzukommt oder nicht.

In den letzten Jahren haben Deutsch und seine Mitarbeiter sich nicht nur mit dem Charakter der Probleme in den Experimenten befasst, sondern auch mit den Verteilungsformen der Gewinne. Eine Möglichkeit ist, dass der Gewinner alles bekommt (darauf laufen die meisten Wettbewerbe hinaus), eine andere, die Gewinne proportional zur Leistung, eine dritte, sie gleich zu verteilen. Ebenso wie wir zu der Annahme neigen, Konkurrenz sei der Leistung förderlich, so gehen wir auch meist selbstverständlich davon aus, dass die ersten beiden Systeme einen wichtigen Anreiz bieten, sich anzustrengen: Eine begehrenswerte Belohnung für den Gewinner fördert herausragende Leistungen. In einer Serie von sechs Experimenten mit Studenten der Columbia Universität wurde diese Annahme mit Aufgaben überprüft, die von der Interpretation japanischer Gedichte bis zur Schätzung einer Zahl von Zuckerplättchen in einem Weckglas reichten. Die Ergebnisse: Wenn Aufgaben unabhängig gelöst werden konnten, hatte das Verteilungssystem der Belohnung keine Auswirkung auf die Qualität der Problemlösung. Es ergab sich absolut kein Anhaltspunkt dafür, dass die Beteiligten produktiver arbeiten, wenn die Belohnungen mit der Leistung wachsen, als wenn jeder dieselbe Belohnung erhält. Aber bei jenen Aufgaben, bei denen der Erfolg an die Zusammenarbeit geknüpft ist, gab es eine klare Differenz. Ein System gleicher Belohnungen zeitigt, wie Deutsch entdeckte, „die besten und das konkurrenz Der Gewinner-bekommt-alles-System die schlechtesten Ergebnisse.“

Weit davon entfernt, uns produktiver zu machen, verhindert eine Struktur, die einen gegen den anderen ausspielt, eher Leistung. Kinder lernen schlicht nicht besser, wenn Erziehung in einen Konkurrenzkampf verwandelt wird. Gewiss, aus der Sicht des Lehrers kann es verführerisch

sein, den Unterricht als Wettspiel zu gestalten, um die Aufmerksamkeit der Schüler zu wecken und zu erhalten. Aber der wirkliche Reiz dieser Strategie liegt darin, dass sie das Unterrichten leichter und nicht etwa effektiver macht; sie umgeht pädagogische Probleme, statt sie zu lösen. Die Tatsache, dass die Kinder daran Freude zu finden scheinen, sagt nichts darüber, wie gut sie unterrichtet werden. Und selbst die Freude kann einen anderen Hintergrund haben: Das Interesse der Schüler entspringt vielleicht nicht so sehr dem konkurrenten Charakter des Spiels, sondern der Tatsache, dass es an die Stelle des regulären Unterrichts tritt. Viele Lehrer ziehen dann die Schlussfolgerung, der Wettbewerb wecke und halte die Aufmerksamkeit besser, obwohl sie nie mit kooperativen Alternativen gearbeitet haben. Wenn sie damit Erfahrungen gemacht haben, ziehen Kinder jedoch in der Regel die Kooperation vor.

Es zeigte sich also: Der Versuch, etwas gut zu machen und der, andere zu schlagen, sind zwei verschiedene Dinge. In Wettkämpfen sehen vermeintliche Verlierer oft keinen Grund, sich anzustrengen. Dasselbe gilt auch für jene, die sicher sind auch dann zu gewinnen, wenn sie nicht ihr Bestes geben. Das Bemühen, andere zu überrunden, hat nichts mit der Sache zu tun und verringert meist die intrinsische Motivation der Beteiligten. Wenn die Anweisung lautet, bei einer Aktivität miteinander zu wetteifern, wird jene als Instrument gesehen, um zu gewinnen, statt als etwas, das Können abverlangt und seine Belohnung in sich selbst trägt. Wettbewerb scheint genau wie Belohnungen zu wirken und die Motivation an der Sache selbst zu reduzieren. Wir zerstören die Lust zu lernen, die prinzipiell sehr stark ist, indem wir dazu ermutigen, für lächerliche

Belohnungen zu arbeiten wie eine Eins im Zeugnis oder ein summa cum laude für die Promotion – kurz, für die schäbige Befriedigung, das Gefühl haben zu können, besser zu sein als die anderen.

Dieser Prozess ist aus vielen Gründen beschämend; absurd ist jedoch, dass letztlich die Leistung unter der Konkurrenz wie unter der Verwendung jeder anderen extrinsischen Motivation leidet.

### **Mythos 3: Machen Wettkämpfe mehr Spaß als Betätigungen ohne Wettkampfcharakter?**

„Sport ist Krieg minus Schießen.“ (George Orwell)

Wenn der Wettbewerb also weder natürlich ist noch die Leistung steigert, könnte man ja aus rein hedonistischen Gründen an ihm festhalten. Vielleicht macht er einfach Spaß. Auch das wäre legitim. Diese Hypothese scheint jedoch schon bei einem Befragen der Bekanntheit zweifelhaft: Relativ wenige Menschen sagen von sich, sie fänden Freude an dem hektischen Gerangel um Stellungen, Prestige und Profit an ihrem Arbeitsplatz, fast immer bezieht sich die Bemerkung über die vergnüglichen Seiten des Wettbewerbs auf die Freizeitaktivität. Die Verteidigung des Wettbewerbs hat sich sozusagen auf das Wochenende verlagert. Wettkampfsport unterscheidet sich offensichtlich von dem Wettbewerb, auf den wir in den meisten anderen Lebensbereichen stoßen. Die Hoffnung auf sofortigen Erfolg und die Angst vor unmittelbarem Versagen in einer Aktivität, die keine Bedeutung über die Situation hinaus hat, bedeuten etwas völlig anderes, als permanent am Rande des Abgrundes zu leben, in den eine konkurrente Industrie ihre Versager stürzen lässt. Gleichwohl sollte man die

Tatsache, dass Wettbewerb als ausgesprochen unangenehm und oft als Quelle beträchtlicher Angst erfahren wird, nicht aus dem Sinn verlieren, wenn man der Frage nachgeht, ob Wettbewerb Spaß macht. Der Druck, auf dem Spielfeld Gewinner zu sein, unterscheidet sich nicht völlig von dem im Büro; von daher scheint ein gewisses Maß an Skepsis bei der Frage nach den vergnüglichen Aspekten des Wettkampfs angebracht.

Auf alle Fälle lässt sich nicht leugnen, dass die populärsten Freizeitaktivitäten bei uns so strukturiert sind, dass eine Person oder Mannschaft eine andere besiegen muss. Besonders der Sport ist gleichsam per Definition konkurrent. Wie der Wettkampf ein hervorstechendes Merkmal des Sportes ist, so ist der Sport aus dem Alltag nicht wegzudenken. Uns fällt die erstaunliche Tatsache nicht mehr weiter auf, dass die Ergebnisse verschiedener Wettkampfsportarten automatisch den Rang von „Nachrichten“ erhalten, und in der Tat widmet jede Zeitung und jeder Sender den Berichten über die Ergebnisse dieses Zeitvertreibs viel Platz und Sendezeit. Auf dem Höhepunkt eines heißen Wahlkampfes um das Amt des Bürgermeisters in New York stoppte man 150 Passanten auf der Straße und fragte sie: „Wer wird gewinnen?“ Vierunddreißig Personen nannten einen der Kandidaten, die meisten anderen gaben die Football-Mannschaft, die „Jets“ an. Auch wenn die Geschichte erfunden sein sollte, lohnt es sich, auf den Collegepräsidenten einen Gedanken zu verwenden, der gesagt haben soll, er wünsche sich eine Universität, auf die die Football-Mannschaft stolz sein könne. In diesem Zusammenhang möchte ich auch einen Abschnitt aus einem der Bücher von Steve Biddulph wiedergeben, der viel Wissenswertes über Erziehung geschrieben hat:



# # 305

iz3w



## Schall und Rauch – Die Misere der Klimapolitik

Außerdem: ► Eskalation in Kenia ► Streit im ANC ► Waffen aus Deutschland ► Spaltung in Bangladesch ► Filme aus China ...

52 Seiten, € 5,30 + Porto

iz3w · PF 5328 · 79020 Freiburg · Tel. 0761-74003 · [www.iz3w.org](http://www.iz3w.org)

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd

„Kinder und Jugendliche ahmen Rollenvorbilder meist kritik- und einschränkungslos nach. Wenn ein Mann gut Basketball spielt, dann versuchen kleine Jungen ihm nicht nur sportlich nachzueifern, sie übernehmen auch seine Moral, seine Art von Humor, seine Einstellungen und seinen Lebensstil. (Auf diesem Prinzip beruht das gesamte Sponsorentum und jene gigantische Industrie, die weltweit von der Werbung im und mit dem Sport lebt.) Wenn die verantwortlichen staatlichen Stellen junge Menschen davon überzeugen wollen, dass das Rauchen schädlich oder dass es besser ist, ein Kondom zu verwenden oder Müll nicht einfach wegzuworfen, dann starten sie eine Kampagne mit einem Sportler als Aushängeschild. Wenn eine Firma beispielsweise eine bestimmte, für Wirtschaftsunternehmen nützliche Software besser verkaufen will, engagiert sie einen Segler oder Golfer. Und so absurd es manchmal auch erscheinen mag, nach solchen Erfolgskriterien wird in unserer Gesellschaft die Männlichkeit eines Mannes bemessen – und tatsächlich funktioniert dieser Mechanismus auch noch. Wenn eine ganze Zivilisation davon überzeugt ist, dass die Bedeutung eines Mannes davon abhängt, wie er einen Golfball schlägt, dann stecken wir wirklich schon tief drin im Schlamassel.“

Doch kommen wir zurück zu der Frage, ob Wettbewerb Spaß macht: Selbst jene, die den Sinn des Wettbewerbs nie in Frage gestellt haben, sind gerne bereit zuzugeben, dass seine Auswirkungen auf sie selbst und die Menschen um sie herum zutiefst beunruhigend sein können. Die meisten von uns vermeiden, wenn sie die Wahl haben, besonders konkurrente Organisationen und Aktivitäten. Wichtiger noch ist, dass wir uns von ausgeprägt konkurrenten Menschen fernhalten. Wenn wir von jemand sagen, es handle sich um „die konkurrenteste Person weit und breit“, ist das meist keine Empfehlung, sich mit ihr anzufreunden. Meist misstraut man solchen Menschen und meidet sie deshalb. Oft beschleicht uns ein unwohles Gefühl, wenn wir uns unserer eigenen Rivalität bewusst werden – eine umso bemerkenswertere Tatsache, wenn wir bedenken, dass im Berufsleben diese Handlungsweise belohnt wird. Kurz, der angebliche Segen des Wettbewerbs hindert die meisten von uns nicht daran, uns Gedanken über den Preis zu machen, den wir für unsere Ellbogenkämpfe bezahlen.

In einem Artikel in dem *Journal of Physical Education and Recreation* schreibt George Sage: „Organisierter Sport, von den

Jugendprogrammen bis hin zu den Profis, hat absolut nichts mit spielerischem Vergnügen, mit Freude oder eigener Befriedigung zu tun, sondern fungiert vielmehr als sozialer Agent, um die Beteiligten bewusst dazu zu erziehen die herrschende Sozialstruktur und ihr Schicksal als Arbeitende in bürokratischen Organisationen zu akzeptieren. Entgegen den Mythen, die von den Fürsprechern ins Feld geführt werden, ist der Sport kein Mittel menschlicher Selbstverwirklichung, sondern sozialer Statik.“

Mihaly Csikszentmihalyi bemerkt dazu: „Wenn Basketball beispielsweise weniger Flow mit sich bringt als das Komponieren von Musik, so geht dies wenigstens zum Teil darauf zurück, dass sich die Wettbewerbsstruktur dieser Aktivität nicht klar von den Alltagsaktivitäten abhebt, was die Konzentration und das Aufgeben des Ichs erschwert.“

Als Philosophie bekommen die Athleten zu hören, das Spiel sei alles, und wichtig sei, dabei gewesen zu sein. Aber die Fragen, die ihnen gestellt werden, lauten: Wer hat wen geschlagen? Wer bekam die Medaillen? Der moderne Wettkämpfer hat zu Recht das Gefühl, gewinnen zu müssen, wenn er Bestätigung, Respekt und Bewunderung bekommen will.

Als er noch Gouverneur von Kalifornien war, riet Ronald Reagan einer College-Football-Mannschaft, sie sollten „blanken Hass für ihre Gegner empfinden. Es darf ruhig ungezügelter Hass sein, denn er ist, solange ihr eure Trikots tragt, nur symbolischer Natur“.

Körperliche Ertüchtigung erfordert keinen Wettkampf, noch nicht einmal irgendein nach Regeln ausgeführtes Spiel. Wie die Aerobic-Welle, der Jogging-Trend und das Interesse an Tai-Chi zeigen, lässt sich auch ohne eine Gewinner-/Verliererstruktur der Körper ausgezeichnet trainieren. Zum zweiten ist der Kameradschaftsgeist eines Mannschaftsunternehmens das Resultat jeder kooperativen Aktivität, deren Wesen es ausmacht, zusammen für ein gemeinsames Ziel zu arbeiten. Die Konkurrenz zwischen Gruppen – die Schaffung eines gemeinsamen Feindes, einer Dynamik des Wir gegen die anderen – ist keine notwendige Vorbedingung für das Gruppengefühl. Kennzeichnend für den Mannschaftswettkampf ist, dass jeder Spieler mit der einen Hälfte der Anwesenden zusammenarbeitet und für sie freundliche Gefühle hegen soll. Unter diesem Aspekt müssten kooperative Aktivitäten doppelt wünschenswert sein. Bei der Behauptung hingegen, der Wettbewerb

schaffe wie das Salz die Würze, könnte sich die Metapher als zutreffender erweisen als ihren Urhebern lieb ist. Salz führt zu Bluthochdruck und überlagert den natürlichen Eigengeschmack der Nahrungsmittel. Erst wenn wir von Salz abhängig geworden sind, erscheint uns salzarmes Essen fad. In ähnlicher Weise können Wettkampfspiele in einer Weise zur Sucht werden, dass Freizeit ohne die Möglichkeit zu siegen wenig aufregend erscheint. „Nicht nur die Arbeit wird durch das Wettrennen nach dem Erfolg vergiftet“, schreibt Bertrand Russell, „sondern auch die Muße; denn jene Art von Muße, die nervenberuhigend und erholend ist, wird allmählich als öde und langweilig empfunden.“

Der Begriff der Selbstachtung ist extrem nützlich, wenn man verstehen will, warum Menschen so handeln wie sie handeln. Dabei geht es um Respekt vor der eigenen Person und um den Glauben an sich selbst, die beide nicht leicht zu erschüttern sind; eine fest verankerte und tief sitzende Überzeugung vom eigenen Wert. In ihrer idealen Form ist die Selbstachtung nicht nur hoch, sondern auch bedingungslos; sie hängt nicht von der Anerkennung durch andere ab und kommt selbst dann nicht ins Wanken, wenn wir Dinge tun, die wir später bedauern. Sie ist der Kern unserer Person, das Fundament, auf dem unser Leben aufgebaut ist.

Mangelndes Selbstwertgefühl ist umgekehrt die Wurzel zahlreicher psychischer Störungen. Eine geringe Selbstachtung macht es einem Menschen sehr schwierig ein gutes Gefühl einem anderen Menschen gegenüber zu manifestieren.

Meist konkurrieren wir, um fundamentale Zweifel an unseren Fähigkeiten zu überwinden und um ein niedriges Selbstwertgefühl zu kompensieren. Manche versuchen, der beste Liebhaber zu sein (oder die meisten Liebhaber aneinander zu reihen), weil sie Angst haben, nicht wirklich liebenswert zu sein. Manche trachten danach, eine prestigereichere Stellung als andere zu haben, weil sie argwöhnen, ihre Fähigkeiten seien eher mangelhaft.

Andere konkurrente Bedürfnisse (zum Beispiel, mehr Geld zu verdienen oder als attraktiver zu gelten) können sogar unmittelbar ein Ausdruck niedriger Selbstachtung sein. Das zeigt sich noch deutlicher bei Personen, deren Rivalität nicht auf eine bestimmte Aktivität beschränkt ist – die fast jede Interaktion in einen Wettbewerb verwandeln. In diesen Fällen wird offenkundig, wie das Bedürfnis, bei irgendetwas, und damit letztlich bei allem der Beste zu



**testcard  
#17  
»Sex«**

Sex jenseits des Patriarchats – geht das?  
»testcard« stellt die alte Frage nach einem  
besseren Sex für eine bessere Gesellschaft neu.

Mehr als 30 Beiträge laden zur Diskussion ein,  
darunter Texte über Queer Porn, Transgender-  
Beziehungen, AIDS, Schönheitsdiktate, BDSM,  
Homophobie im HipHop, Sex-Vermittlung in alten  
»Bravo«-Heften, »Shortbus«, Migration und  
Zwangsprostitution, Homosexualität im Islam ...  
und natürlich jede Menge Musik- und Film-Tipps  
zum Thema.

Ab sofort im Handel  
288 Seiten  
ISBN 978-3-931555-16-0  
Mehr Infos unter:

[www.testcard.de](http://www.testcard.de)  
[www.ventil-verlag.de](http://www.ventil-verlag.de)



sein, in Wirklichkeit ein Versuch ist, das unablässig nagende Gefühl wegzuschieben, im Grunde nichts zu taugen.

Uns allen ist das Gefühl der Befriedigung vertraut, wenn wir etwas besonders gut können. Manchmal bietet es sich auch an, die eigene Leistung mit der anderer zu vergleichen. Aber wenn wir mit uns selbst zufrieden sind, uns daran liegt, eine Sache gut zu machen, wird es nicht unser dringlichstes Anliegen sein, andere zu übertrumpfen. Es geht dann nicht um relative Urteile, sondern um ein Gefühl persönlicher Zufriedenheit, das manchmal, je nach Aktivität, durch die Einbeziehung absoluter Standards untermauert wird. (Etwa, indem wir überprüfen, wie viele Fragen wir richtig beantwortet haben oder in welcher Zeit wir 1000 Meter gelaufen sind.) Das Verlangen, besser zu sein als andere, entspringt einem ganz anderen Gefühl als jenes, etwas gut zu machen: es ist kompensatorisch. Wir versuchen, andere zu überrunden, um gegen einen oft nur vagen Eindruck persönlicher Unzulänglichkeit anzukämpfen. Anders als bei der sich selbst genügenden Freude, die eigenen Muskeln oder den eigenen Kopf kompetent einzusetzen, steht hinter der Anstrengung, stärker oder schlauer als je-

mand anderes zu sein der Versuch, sich auf irgendeiner Ebene seine Qualitäten zu beweisen.

Es ist jedoch nicht ganz richtig, davon zu sprechen, dass wir andere übertrumpfen „wollen“. Wettbewerb ist mehr ein drängendes Bedürfnis als ein wirklicher Wunsch. Ungeachtet allen Glanzes, mit dem Wettbewerb umgeben wird, handelt es sich in Wirklichkeit um ein durch Mangel motiviertes Verhalten. Wir entscheiden uns dafür, in einer Sache gut sein zu wollen; andere zu übertrumpfen wird als etwas erfahren, das wir machen müssen. Unsere Selbstachtung steht auf dem Spiel. Am deutlichsten zeigt sich, dass Wettbewerb mehr ein drängendes Bedürfnis denn ein freier Wunsch ist, wenn wir beobachten, was geschieht, sobald wir einer konkurrenten Person die Möglichkeit nehmen zu konkurrieren. Oder zu beobachten – da es sich bei dem Konkurrenzstreben eher um das Verlangen handelt zu gewinnen –, wie solche Personen damit umgehen, wenn sie verlieren. Sie erwecken eher den Eindruck eines Hungernden, dem eine reiche Mahlzeit unter der Nase weggezogen wurde als den eines Feinschmeckers, dem seine Lieblingspeise vorenthalten wird. „Jedes Mal, wenn ich an einem Wettkampf teilnehme“, berichtet ein Marathonläufer, „habe ich Angst anzutreten. Es ist schwer, an die Startlinie zu gehen. Aber ich habe auch Angst, nicht anzutreten.“ Etwas zu tun, weil die psychologischen Konsequenzen, es nicht zu tun, als zu schmerzhaft erfahren werden, ist etwas ganz anderes, als etwas wegen der Befriedigung zu tun, die es uns bereitet. Für viele hat der Wettbewerb den Charakter einer Schadensbegrenzung. Es geht nicht so sehr um Triumph, sondern um Selbstbehauptung, nicht so sehr darum zu gewinnen, sondern nicht zu verlieren. Zu verlieren heißt, die eigene Unzulänglichkeit offenbar werden lassen – eine schlimme Bestätigung der ursprünglichen Angst. Man kämpft, um zu gewinnen, um besser zu sein als alle anderen in einem ebenso verzweifelten wie vergeblichen Versuch, sich vom eigenen Wert zu überzeugen.

Aber wie kann es sich beim Wettbewerb um eine von Mangel genährte Motivation handeln, wenn so viele ausgeprägt konkurrente Menschen in dem, was sie tun, Hervorragendes leisten? Hier gilt es, daran zu erinnern, dass die tatsächliche Kompetenz wenig mit Selbstachtung zu tun hat. Auch wenn sie es noch so oft hören, halten viele talentierte oder attraktive Menschen sich nicht wirklich für ta-

lentiert oder attraktiv. Ihr Verlangen, bemerkt, anerkannt, belohnt zu werden, ist unersättlich. Die Anerkennung für eine besondere Qualität löst nicht die Frage des eigenen Wertes. Von daher ist es nicht erstaunlich, wie viele durchaus fähige Menschen sich ihre Überlegenheit über andere beweisen müssen.

Wenn konkurrentes Verhalten seinem Wesen nach kompensatorisch ist, ein Versuch der Selbstbestätigung und der Abwehr des Gefühls, nichts wert zu sein, dann folgt daraus, dass das Bedürfnis, konkurrieren zu müssen, umso geringer ist, je bedingungsloser ihr Selbstwertgefühl ist. Die wirkliche Alternative zur Nummer Eins, so können wir folgern, ist nicht, Nummer Zwei zu sein, sondern sich geistig frei zu fühlen, keinerlei Rangfolgen aufzustellen.

Wenn sich durch Mangel motiviertes Verhalten, das einem niedrigen Selbstwertgefühl entspringt, angemessen als ungesund beschreiben lässt, dann gelangen wir außerdem zu der verblüffenden Schlussfolgerung, dass „gesunder Wettbewerb“ ein Widerspruch in sich ist. Nicht der Exzess ist das Problem des schonungslos konkurrenten Individuums, sondern das Bedürfnis nach Konkurrenz als solches. Der unablässig Konkurrierende ist einfach deutlicher sichtbar und verschafft uns dadurch den Luxus, ihn verurteilen und uns selbst dabei schonen zu können. In Wirklichkeit ist er nur eine übertriebene Version unserer selbst. Ein Beispiel ist die Person, die gedankenlos bei ihrer Einkommensteuererklärung betrügt, sich aber über Fälle „echten“ Diebstahls aufregt. Der Dieb großen Stils ist einfach nur die ausgefeiltere Form des gemeinen Steuerbetrügers. Die Technik ist verschieden, aber die Motivation ist genau dieselbe.

### Was können wir tun?

Wie können wir die konkurrente Struktur unserer Gesellschaft beseitigen, solange ein weit verbreiteter Glaube existiert, Wettbewerb sei wünschenswert und die Neigung vorherrscht, andere zu überrunden? Wie lassen sich auf der anderen Seite diese Einstellungen verändern, solange eine Struktur weiterwirkt, die uns zum Wettbewerb zwingt und uns gleichzeitig drängt, Überzeugungen und Handlungen zur Deckung zu bringen? Vor einer Generation standen die Bürgerrechtsaktivisten in den USA vor demselben Problem: Die Rassentrennung mit Regierungsautorität aufzuheben, würde auf weit verbreiteten rassistischen Widerstand stoßen – aber wie würde sich der Rassismus je-



mals in einer segregierten Gesellschaft überwinden lassen?

Weder die individuellen Werte noch die des Systems sind primär. Die einen bedingen die anderen in einem dauernden Wechselprozess. Menschen in einem System mit konkurrenten Werten neigen dazu, konkurrent zu werden und stärken damit wiederum die konkurrente Ausrichtung des Systems. Wie lässt sich dieser Teufelskreis durchbrechen? Wir müssen auf beiden Ebenen gleichzeitig agieren. Am besten funktioniert eine vielschichtige Vorgehensweise, die sich weder darauf beschränkt, das äußere Verhalten zu verändern, noch allein die innere Einsicht, sondern gleichzeitig eine Reihe von Gliedern der Ursachenkette zu schwächen versucht.

Wir versuchen, andere zu schlagen, um uns den eigenen Wert zu beweisen. Letztlich entpuppt sich diese Strategie als nichtig, da unsere Selbstachtung immer Zweifeln unterworfen bleiben wird, solange sie davon abhängt, ob wir gewinnen. Je mehr wir konkurrieren, umso mehr müssen wir konkurrieren. Der einzige Ausweg aus dieser Falle ist die Suche nach produktiveren Formen, unser Selbstwertgefühl zu stabilisieren: ein bedingungsloses Selbstvertrauen auszubilden, das die dauernde Demonstration der eigenen Überlegenheit überflüssig macht. Je besser mein Selbstgefühl ist, umso weniger werde ich den Drang verspüren, den anderen verlieren zu lassen.

Wie ich schon in „Jenseits der Scores“ zu zeigen versucht habe, sind Selbstvertrauen und Selbstachtung das Produkt aufeinander aufbauender Eigenschaften an deren Anfang Eigenmotivation, Selbstdisziplin, Selbsterkenntnis, Selbstverantwortung und Selbstbestimmung stehen.

Auch wenn wir dem strukturellen Wettbewerb nicht ausweichen können, können wir trotzdem an der Verringerung unseres Konkurrenzverhaltens arbeiten, indem wir unsere Aufmerksamkeit von den Ergebnissen einer Aktivität abziehen. Bei einem Wettspiel können wir es unterlassen, die Punkte zu zählen. Wenn offensichtlich ist, wer gewinnt, sollten wir zumindest vermeiden, Preise zu verleihen oder ein großes Aufleben um den Sieger zu machen. Indem wir die Bedeutung des Gewinnens herunterspielen, mindern wir die Kränkung des Verlierens. Wenn wir an einem Wettbewerb teilnehmen, können wir versuchen, ihm eine kameradschaftliche Basis zu geben: Durch die bewusste Anstrengung, die Bande zwischen den Konkurrenten zu stärken, können die de-

struktiven Effekte, gegeneinander arbeiten zu müssen, etwas gemildert werden. Freundliche Gesten gegenüber Rivalen werden öfter erwidert als man meint; der Kontrahent fühlt sich in der Struktur wahrscheinlich ebenso isoliert und eingesperrt wie wir selbst. Diese Art der Freundlichkeit hat zumindest den Effekt, die Feindseligkeit in Grenzen zu halten, die der Konkurrenz um dieselbe Position oder denselben Preis entspringt.

Das Verlangen, in allen Situationen Nummer Eins sein zu wollen, kann dem Bedürfnis nach Selbstachtung entspringen, aber auch der Macht der Gewohnheit. Wir haben uns einfach daran gewöhnt, entlang dieser Linien zu denken. Es könnte fruchtbar sein, das eigene Konkurrenzverhalten in unterschiedlichen Situationen zu verfolgen – um dann eine bewusste Anstrengung zu unternehmen, diesem Impuls Zügel anzulegen. („Warum habe ich ihn gerade schon wieder unterbrochen? Ich versuche, allen zu beweisen, dass ich schlauer bin als er. Warum lehne ich mich nicht einfach zurück und höre zu, was er zu sagen hat?“) Ein klares Bewusstsein des eigenen Konkurrenzverhaltens kann uns helfen, den reflexhaften Drang, alle zu überrunden, zu erkennen und zu überwinden.

Alle diese Überlegungen gewinnen ein besonderes Gewicht im Rahmen der Kindererziehung. Die Leistung eines Kindes sollte niemals zum Ansporn mit der eines anderen verglichen werden – sei es Bruder oder Schwester, ein Klassenkamerad, oder man selbst als Kind. Zuneigung und Bestätigung dürfen nicht an die Leistung des Kindes geknüpft werden. Das heißt mehr als dem Kind, das verloren hat, fadenscheinigen Trost anzubieten. („Nun ja, mein Liebes, Hauptsache, Du hast Dein Bestes gegeben.“) Es bedeutet, den Ergebnissen von Wettkämpfen, selbst bei Siegen, wirkliches Desinteresse entgegenzubringen. Besonders sollten wir auf die subtile und hinterhältige Art und Weise achten, in denen wir unsere Kinder ermutigen, ihre Selbstwertgefühle an das Gewinnen zu binden; solange wir es brauchen, dass sie die Klassenbesten sind, werden sie das auf einer bestimmten Ebene spüren und es selbst von sich fordern. Das Ergebnis ist nicht, wie schon deutlich wurde, herausragende Leistung, sondern Angst, Selbstzweifel, Feindseligkeit und schwindende intrinsische Motivation.

Der psychische und zwischenmenschliche Schaden, den der Wettbewerb anrichtet, ist so schwerwiegend, dass wir darüber unsere Kinder auch ganz explizit in-

formieren sollten. Es gibt Schulprogramme über den Missbrauch von Drogen, einschließlich Tabak und Alkohol. Warum lässt sich nicht dasselbe für sich wechselseitig ausschließende Zielverwirklichung machen? Die Belege sind völlig eindeutig und die Risiken hoch genug. Da das, was wir tun, allemal wichtiger ist als das, was wir sagen, sollten wir darauf achten, Kinder nicht gegeneinander antreten zu lassen und ihnen in unserem eigenen Handeln keine konkurrenten Rollenmodelle vorzuführen. Aber es könnte sich auch als hilfreich erweisen, sie, ihrer Entwicklungsstufe angemessen, über die Mythen des Wettbewerbs und die Kooperation als gesündere Alternative zu belehren. Schließlich trainieren wir sie gewöhnlich, wie beschrieben, in Konkurrenz; es ginge also nicht darum, Indoktrination zu betreiben, wo vorher wertfreie Erziehung war, sondern anstelle des Unterrichts in Wettbewerb Unterricht gegen ihn zu setzen. Zeigen wir unseren Kindern, warum und wie man kooperiert. Hierbei sind kooperative Spiele besonders hilfreich. Ich möchte daher auf die beiden Bücher von Orlick verweisen.

*Dieser Text beruht zum überwiegenden Teil auf den Büchern von Alfie Kohn. Da sie nicht auf Deutsch erhältlich sind, will ich auf diese Weise zum Studium der Originale motivieren. Um dem Leser eine Zitatsammlung zu ersparen und die Lesbarkeit zu erleichtern, habe ich die Zitate nicht extra kenntlich gemacht. Im Zweifel stammen die Gedanken von Kohn.*

### Literatur

- Oliver Heuler, *Jenseits der Scores – Der Weg des Meisters beim Golfspiel*, Books on Demand, Berlin 2002.
- Alfie Kohn, *No Contest – The Case Against Competition*, Houghton Mifflin, 1992.
- Alfie Kohn, *Punished By Rewards*, Houghton Mifflin, 2000.
- Alfie Kohn, *The Schools Our Children Deserve*, Houghton Mifflin, 1999.
- Alfie Kohn, *The Brighter Side of Human Nature*, Houghton Mifflin, 1992.
- Terry Orlick, *Kooperative Spiele*, Beltz, 1996.
- Terry Orlick, *Neue Kooperative Spiele*, Beltz, 2001.
- Steve Biddulph, *Das Geheimnis glücklicher Kinder*, Heyne, 2001.
- Steve Biddulph, *Jungen – Wie sie glücklich heranwachsen*, Heyne, 2002.

# Unpopuläres zum Populismus

## 3. TEIL: SKIZZEN EINER ANTIPOLITIK

von Franz Schandl

*Ob wir wollen oder nicht, wir sind nicht nur populistisch zugerichtet, sondern auch populistisch ausgerichtet. Was denn sonst? Der Unterschied liegt lediglich darin, dass einige das auch wissen und vielleicht sogar reflektieren, während die allermeisten es bloß handhaben.*

Weder die negative Fixierung auf den Populismus noch der positive Bezug auf ihn sind zielführend. Führt erstere zur Ausblendung der gesellschaftlichen Totalität im Allgemeinen wie des Formprinzips der Politik im Besonderen, so unterwirft sich zweitens direkt den kulturindustriellen Geboten der Kommunikation. Der Populismus ist alles andere als antipolitisch, er ist Politik in fortwährendem Zustand marktkonformer Formatierung.

Das gilt ebenso für den neuen Linkspopulismus, der sich vor allem in Lateinamerika zum Sozialismus des 21. Jahrhunderts ausgerufen hat, aber auch für linkssozialdemokratische Light-Versionen, etwa „Die Linke“ in der Bundesrepublik und ähnliche Gruppierungen. Typisch ist diesen Versuchen die absolute Befangenheit in den bürgerlichen Formprinzipien (Staat, Nation, Recht, Geld, Wert, Arbeit), die entweder offen affirmiert oder glattweg umdefiniert werden. Das Aufkommen diverser traditionellen Versatzstücke in neuem Gewand, hat freilich auch mit der Schwäche der radikalen Optionen (inklusive der wertkritischen) zu tun, die allesamt als unpraktikabel erscheinen. Eine differenzierte Analyse des Linkspopulismus müsste gesondert geleistet werden, was Deutschland betrifft auch vor dem Hintergrund der antikommunistischen Hetze.

Auch dieser linke Populismus ist keineswegs „die vernünftige Alternative zu Opportunismus und Sektierertum“, wie Jürgen Elsässer, einer seiner Propagandisten, allen Ernstes in der *Jungen Welt* vom 29. August 2005 behauptet. Populismus ist Opportunismus wie Politik überhaupt. Das Sektierertum hingegen ist überhaupt keine Politik, sondern lediglich Absicht ohne Aussicht. Wird der linke Populismus praktisch, unterscheidet ihn vom rechten oft wenig. Zweifellos ist der Umstand, dass

Löhne gedummt und verschiedene Gruppen am Arbeitsmarkt gegeneinander ausgespielt werden, zu kritisieren. Fragt sich nur wie. Ein Anhänger der sozialen Marktwirtschaft wie der ausgelagerte Sozialdemokrat Oskar Lafontaine kümmert sich kaum um die Struktur, in der Arbeitskräfte sich bewegen und Löhne entstehen, sondern in erster Linie um den Standort und somit um die Herkunft der Arbeitskräfte. Zum Schluss landet er, wo solches Bewusstsein landen muss, bei der Benennung und Unterscheidung von deutschen Arbeitern und Fremdarbeitern.

Doch selbst wenn man die vertikale Achse mit einer horizontalen tauscht, wird die Sache nicht viel besser. Dass das „Unten“ etwas Besseres ist als das „Oben“ ist auch so eines dieser linken Märchen. Und nicht nur deswegen, weil die, die schlechter gestellt sind, sich auch oft schlechter verhalten als die, die besser situiert sind. Indes sind nur die Positionierungen unterschiedlich: Was den Oberen mehr Freiräume schafft, engt die Unteren ein. Evidente empirische Differenzen machen aber keine essenzielle Differenz aus. Dieser Gegensatz ist alles andere als antagonistisch, er ist konkurrenzistisch. Er ist trotz des unentwegten Geredes von der Umverteilung nicht als Frontstellung zu lösen, sondern nur als Aufhebung ein- und desselben Fundaments, auf dem beide stehen.

### Kampf und Kämpfer?

Emanzipation wird es nur geben als Individuierung der Exemplare, wenn es den Einzelnen gelingt, gegen ihr Subjekt zu revoltieren. Das Subjekt muss gegen das Subjekt aufgestachelt werden. Es geht um eine *Entsubjektivierung* der Menschen, um eine Ablösung von Charaktermasken und ideologischen Setzungen. Es geht nicht darum, bestimmte Subjekte oder gar Massen zu erreichen, sondern *Menschen zu ermöglichen*. Die Dynamik von Masse und Macht ist zu brechen, nicht als Gegenmasse und Gegenmacht zu rekonstruieren. Emanzipation ist nur als sinnliche und geistige Erhebung des Selbst zum Ich denkbar, nicht als Organisation von Widerstand, Interesse und Bewegung.

Diese sind allesamt Emanationen bürgerlicher Gesellschaftlichkeit. Nicht nur der Klassenkampf ist zu überwinden, sondern überhaupt jede Affirmation des Kampfes. Der *Kampf* ist eine regressive Form gesellschaftlicher Beziehungen, sei's als Konkurrenz oder als Krieg. Leben hat sich vom Kampf ums Dasein zu lösen.

„Die meisten Formen des Zeitvertreibs bei Männern, Kindern und sonstigen Tieren sind Nachahmungen des Kämpfens“, schreibt der hellsichtige Jonathan Swift (Betrachtungen über einen Besenstiel. Eine Auswahl zum 250. Todestag, Frankfurt am Main 1995, S. 297.) Die Vertreter des Kampfes fordern nichts anderes, als dass aus Geschlagenen Schläger werden. Dazu gehören dann Kampfpapieren, Kampfverbände und Kampflieder. Letztere auch noch allzu oft im Rhythmus des Marsches, ganz unbefangen sprach man vom Maiaufmarsch.

Es ist allerdings die Frage zu stellen, ob jemand zu schlagen oder zu gewinnen sei. Ob also der konkurrenzistische Eifer selbst zum Grundprinzip erhoben wird. Ist das der Fall, werden tatsächlich Geschlagene Schläger und Schläger Geschlagene. Menschliche Energie wird zu einer Energie der Vernichtung, nicht zu einer der Habe und des Glücks. Es geht sodann um die Zufügung von Leid und somit auch darum, selbst leiden zu können. Allzu vielen Leuten sieht man regelrecht an, was sie antun und was ihnen angetan wird. Aber, so der Tenor des Alltagsverstands, man müsse sich schon durchs Leben schlagen. Auch wenn das nicht falsch ist, ist es falsch.

Natürlich ist es nicht egal, wofür man kämpft, aber diese Form selbst ist ein Inhalt, sie lässt nichts unbeschädigt. Jede Anbetung des Kampfes ist zu verwerfen. Die unmittelbare Notwendigkeit darf sich nicht zur ontologischen Bestimmung versteigen. Man gerät unweigerlich in die Nähe übelster Gedanken: „Der Krieg ist die Urpolitik alles Lebendigen und zwar bis zu dem Grade, dass Kampf und Leben in der Tiefe eins sind und mit dem Kämpfenwollen auch das Sein erlischt“, schreibt Oswald Spengler. (Der Untergang des Abendlandes (1923), München 1972, S. 1109.) Noch deutlicher sein Zeitgenosse Ernst Jünger: „Der Krieg, aller Dinge Vater,

ist auch unserer; er hat uns gehämmt, gemeißelt und gehärtet zu dem, was wir sind. Und immer, solange des Lebens schwingendes Rad noch in uns kreist, wird dieser Krieg die Achse sein, um die es schwirrt. Er hat uns erzogen zum Kampf, und Kämpfer werden wir bleiben, solange wir sind!“ (Der Kampf als inneres Erlebnis, 2. Neubearb. Aufl., Berlin 1926, S. 2).

Carl von Clausewitz, wir vertauschen jetzt im Zitat Politik und Krieg, schreibt: „Politik ist nichts als eine Fortsetzung des Krieges mit Einmischung anderer Mittel. (Vom Kriege, Achtes Buch, Stuttgart 1980, S. 329) Und: „Hiernach kann die Politik niemals vom Krieg getrennt werden, und wenn dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden gewissermaßen alle Fäden des Verhältnisses zerrissen, und es entsteht ein sinn- und zweckloses Ding.“ (S. 330) – Die substantielle Zusammengehörigkeit von Krieg und Politik ist von elementarer Bedeutung. Dort, wo die Politik als domestizierte Form des Krieges versagt, jedoch auf ihr als Form weiterhin bestanden wird, können letztlich nur mehr Krieg und Terror Entscheidungen herbeiführen. Und auch die immer weniger.

Wie sehr das Bekenntnis zum Kampf auch in der Linken zu Hause ist, zeigt sich in deren militärischem Vokabular. Nach wie vor geht es um Strategie und Taktik, um die Rekrutierung und um die Aufzucht von Kadern, also um die Etablierung abgeschotteter Szenen und geschlossener In-Groups. Man mag jetzt einwenden, dass solche Aufbauprogramme nur noch von wenigen ML-Gruppen vertreten werden, aber das Bild trägt. Implizit funktioniert dieses *bürgerliche* Organisationsmodell (unreflektiertes Vorbild sind Fabrik und Armee) weiterhin und es beschränkt die Möglichkeiten von Emanzipation und Transformation immens. Leute werden mehr gefesselt als befreit. Diese Instandsetzung der Ohnmacht durch halluzinierte Allmachtsgefühle bringt nicht weiter, aber sie hält Kerne so lange zusammen, bis sie meist unproduktiv zerfallen.

Bestimmte Bedingungen mögen heute den Kampf erfordern, ja unumgänglich machen. Gelegentlich mag er Mittel sein, aber eben nur als unmittelbare Notwendigkeit. Dort, wo noch Kämpfe geführt werden müssen, hat das in dem Bewusstsein von realisierten Zwängen zu geschehen. Das bedeutet punkto Lohnkampf: Ich kämpfe um meinen Lohn bzw. eine Lohnerhöhung, weil ich unter dem Druck stehe, über Geld verfügen zu müssen. Ich

trete für Arbeitsschutzbestimmungen ein, weil der Schutz der Tätigkeit nicht obligat ist, sondern durchgesetzt und erstritten werden muss. Rüberkommen soll: Wir sind nicht die, die aufgeben, sondern die, die mehr wollen, als geboten wird. Denn zweifellos kann der reelle Abschied nicht unmittelbar dem ideellen folgen.

Um uns also nicht misszuverstehen, noch einmal: Man wird auch weiterhin kämpfen müssen und sich zu schlagen haben, es ist aber ein Unterschied, mit welcher Grundhaltung (mental wie intellektuell) dies geschieht, und ob das, was einem von außen aufgezwungen wird, auch zur inneren Haltung (Jünger nannte es „inneres Erlebnis“) gerät oder nicht. Zweck des Kampfes ist stets die Unterwerfung. Da geht es um Sieg und Niederlage. Das kann doch kein emanzipatorisches Ziel sein, sondern allerhöchstens ein unmittelbarer Zwang. Natürlich redet hier niemand einem striktem Gewaltverzicht (verbunden gar mit einer irrwitzigen Anerkennung des staatlichen Gewaltmonopols) das Wort. D.h., auch wenn das schwierig zu begreifen sein mag, es gibt kein Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit, wohl aber ein Prinzip der Gewaltfreiheit, und dies nicht nur als Ziel, sondern auch als Mittel. Nur in Ausnahmesituationen ist Gewalt als taktische Größe anzusehen. Aber vergessen wir nicht, wie viele Menschen auf diesem Planeten in Ausnahmezuständen existieren, wo der gewalttätige Übergriff zum nackten Leben gehört. Gegen sie wie von ihnen!

Leben heißt Auseinandersetzung und Konfrontation, Kampf und Front muss es deswegen noch lange nicht heißen. Das Leben ist nicht Kampf! Der Kampf ist alles andere als der Zweck des Daseins. Er ist nichts anderes als der Modus der Konkurrenz und ihrer archaischen Vorläufer. Das bedeutet nun nicht, dass es keine Anstrengungen und Mühen, Auseinandersetzungen und Befetzungen geben und sich alles in langweilige Gefälligkeiten auflösen wird. Indes Wille, Absicht und Anspruch werden nicht mehr durch eine bestimmte Form sich zwingen müssen, sondern sich konkret als *sie selbst* entfalten können. Im Leben, das diesen Namen verdient, geht es um das *Wie?* und nicht um das *Ob?* Der malthusianische „struggle for life“ ist zu entsorgen. Auch wenn die kulturindustrielle Dramaturgie in Television und Marketing permanent diesen als Imperativ suggeriert.

Alternativen zum Kampf sind explizit nicht Unterwürfigkeit und Ergebenheit, sondern subversive Experimente, um ihm

als obligater Form der Auseinandersetzung und des Streits den Boden zu entziehen. Und diese Versuche sind nicht einfach auf ein Nachher, auf eine unbestimmte Zukunft zu verschieben, sondern stete und aktuelle Aufgabe. Zukunft kann erst kommen, wenn sie schon in uns ist. Natürlich wird mit der Konkurrenz nicht jeder Wettkampf oder gar jede vergleichende Bemessung verschwinden. Allerdings werden auch Spiel und Sport einen grundlegenden Wandel erfahren müssen. Was man Wetteifer nennen mag, wird sich unter nicht kommerziellen Bedingungen anders gestalten.

### Der Unwille

Politik? Tagespolitik? Tja. Selbstverständlich ist es nie ganz egal, wer da wo, wann und warum gewählt wird, wer die Ämter besetzt und die Gelder vergibt, sich aber deswegen einzureden, hier gehe es um essenzielle Unterschiede, ist ein Trugschluss. Freilich einer, der konstitutiv und unsäusweichlich erscheint. Politik ist die Illusion des Stimmbürgers, der den freien Willen mit seiner Freiwilligkeit verwechselt. Die haltlose Einbildung, sowohl in Handlungen als auch in Entscheidungen souverän zu sein. Eben deswegen ist nicht der freie Wille anzurufen, sondern der *Unwille* als Nucleus eines wirklich freien Willens. Nicht der freie Wille ist Voraussetzung, sondern der Unwille zur Entsprechung. Dieses vitale Ringen um den Raum der Möglichkeiten darf nicht der ideologiekritischen Säuberung zum Opfer fallen – im Gegenteil, jenes ist ein Keim der Transformation! Es spürt, was zu reflektieren wäre.

Eine spezifische Forderung ist daher die nach Ausweitung und Vertiefung der Politikverdrossenheit. *Politikverdrossenheit* ist nun ein Empfinden, das sich zwar nicht auszudrücken versteht, aber sich auch kaum mehr beeindrucken lässt. Sie ist ziemlich unabhängig davon, wo die Menschen politisch stehen oder besser: gestanden sind. Sie kann alle ergreifen. Sie ist also eine *klassenlose* Regung, nicht Ausdruck eines subjektiven Interesses, sondern eines um sich greifenden *antisubjektiven Desinteresses*. Hervorzuheben ist, dass sie sich nicht der Täuschung ausliefert, sondern sich als *Enttäuschung* zulässt, auch wenn sie

**unsachlich**  
www.streifzuege.org

diese noch nicht als solche zu begreifen vermag.

Die soziale Stellung der Wähler mag man miteinbeziehen, aber sie ist heute nicht mehr die prägende Kraft, um Richtungen oder gar Lager zu verorten. Das war einmal. Strukturelle Zuordnungen sagen wenig aus, vor allem in Zeiten der Flexibilisierung und Prekarisierung. Wenn gegenwärtig auch Arbeiter zum Populismus drängen, dann ist das nicht irgendeinem (verqueren) Klassenbewusstsein geschuldet, sondern eher der Angst vor der Deklassierung, die jenem Stoff und Nahrung liefert. Aber selbst diesen Aspekt sollte eins nicht überbewerten. Ausschlaggebend ist vielmehr die weitgehend formatierte Ausrichtung, ja die mentale Zuordnung *aller* Wähler, deren erste Stimmungen sich mit denen der Populisten treffen, weil sie nichts anderes sind als unmittlere Regungen in vorgegebenen Schemen. Solche Motive sind nicht klassenspezifisch zu erklären.

Gerade in der Politikverdrossenheit liegt ein antipopulistischer und antipolitischer Reflex. Im Gegensatz zur Politikunverdrossenheit, die weiterhin gebetsmühlenhaft ihre Appelle und Postulate loslässt, ist die Politikverdrossenheit nicht willens sich aktiv zu artikulieren. Sie entzieht sich, verweigert sich, will einfach nicht. Sie findet nicht nur keine gemeinsame Sprache mit der Welt der Politik, sie hat überhaupt keine. Dieser Welt ist sie entflohen ohne anderswo an Land gegangen zu sein. Sie ist ein flüchtiges Dazwischen, ein Nicht-Mehr, aber auch ein Noch-Nicht. Sie ist nicht mehr politisch, aber auch noch nicht antipolitisch, sie verharrt in einem fragilen Zustand des Unpolitischen. (Vgl. ausführlicher: Franz Schandl, Lob der Politikverdrossenheit, *Streifzüge* 3/2003, S. 14–17.)

Diese Verdrossenheit ist von der Nichtpolitik zu einer Antipolitik zu heben, jene ist aus der Indifferenz rauszuholen. Eins hat sich eben nicht einer fatalistischen Ergebenheit auszuliefern. Eine Aufgabe des Populismus besteht hingegen darin, die Politikverdrossenen wieder zurückzuholen, was ja teilweise gelingt. Liberalismus und Populismus sind in unserer Auffassung Verbündete, ein synkretistischer Block gegen den sich einschleichenden elementaren Gedanken, dass es da vielleicht etwas

anderes geben könnte als das Universum der Politik.

Alle haben sich so sehr an die Assoziationen von Politik und Politisierung gewöhnt, dass diese gar nicht wegzudenken sind. Auch in der sprachlichen Kommunikation erscheinen sie als Allgemeingut. Zwar glaubt man nicht mehr so richtig daran, aber man hat auch nichts anderes, an dem man sich festhalten könnte. Immer wieder gedeihen Hoffnungen, wird der Wunsch, sich doch noch täuschen zu lassen, zur Motivation der Betätigung. Typisch dafür ist neuerdings wieder die Flucht ins Revival, der positive Bezug auf Klasse und Klassenkampf, auf den Antiimperialismus und die Hochkonjunktur personalisierter Feindbilder.

Indes gilt es, über den verordneten Horizont hinaus zu gelangen. Schon der junge Marx schrieb über die Grenzen der Politik folgendes: „Der *politische* Verstand ist eben *politischer* Verstand, weil er *innerhalb* der Schranken der Politik denkt. (...) Das Prinzip der Politik ist der *Wille*. Je einseitiger, das heißt also, je vollendeter der *politische* Verstand ist, um so mehr glaubt er an die *Allmacht* des Willens, um so blinder ist er gegen die *natürlichen* und geistigen Schranken des Willens, um so unfähiger ist er also, die Quelle sozialer Gebrechen zu entdecken.“ (MEW 1:402)

### Antipolitik und Antibewegung

Auf analytischer Ebene ist der Populismus zwar zu erklären, er ist auf dieser aber nicht zu überwinden. Keine theoretische Darlegung ist gleichzusetzen mit einer praktischen Erledigung. Vor allem der Zynismus der Besserwisser ist ein ganz schlechter Geselle. Er schafft Distinktion, nicht Attraktion. Jedes Argument ist unwirksam, solange es nur auf der geistigen Ebene verbleibt und keine praktischen Möglichkeiten erkennen lässt. Es ist zwar ein Luxus, den man sich leisten soll, es ist aber auch ein Luxus, den sich nicht alle leisten können. Was ist mit den anderen? Muss man die blöd sterben lassen? Ist eine elitäre Haltung gegenüber den Menschen die einzig angebrachte, ja zweckdienliche? Wie vermittelt man, dass bürgerliche Selbstbestimmung Trug ist, und doch das Leben etwas völlig anderes zu sein hat als das flexible Anpassen an Illusionslosigkeit und Schicksal? Wie ist der implizit fatalistische Hang in der sogenannten Lebenswelt zu erschüttern und zu durchbrechen?

Legt man den Begriff des Populismus extensiv aus, ist freilich die Frage, ob der Terminus Sinn macht, berechtigt. Wir

haben ihn auch nicht erfunden. Er erscheint vielmehr als liberales Manöver, um nicht von Demokratie und Markt, Politik und Kulturindustrie sprechen zu müssen. Das zu Ordinäre wird einfach exterritorialisiert. Die dunkle Seite des Liberalismus ist der Populismus. Folge, Ausdruck, Ablenkung. Primär fungiert die Kategorie des Populismus als Schlagwort, also als Wort zum Schlagen.

Die Politik ist der Angriffspunkt, nicht der Populismus. *Man muss antipopulistisch sein, weil man antipolitisch ist, nicht antipopulistisch, weil man politisch ist.* Antipolitik ist gefordert, nicht Antipopulismus. Es gilt doppelt Stellung zu beziehen: gegen den Populismus und seine liberalen Widersacher oder eigentlich umgekehrt: gegen den Liberalismus und seine populistische Variante. Man hat sich inhaltlich von beiden fernzuhalten, was gelegentliche Bündnisse nicht ausschließt. Diese sind rein taktischer Natur. Was gerade gefährlicher oder umgänglicher ist, ist je nach Situation zu beurteilen. Der gemeine Antipopulismus, wie er sich heute vor allem im Unwesen der Political Correctness ausdrückt, ist hingegen eine Falle zum Zweck der Eingemeindung. Außer Banalitäten, Verboten und Denunziationen fällt diesem wenig ein. Vom Kapitalismus schweigt er, seine Kritik ist affirmativ.

*Interesse* verkündet nichts anderes als die Gegengerichtetheit von sozialen Rollenträgern in der bürgerlichen Gesellschaft. Politik heißt auf die Interessen von Charaktermasken zu setzen und auf sie abzustellen, *Anti-Politik* heißt Menschen primär gegen ihre sozialen Zwangsrollen zu aktivieren. Das ist der Unterschied zwischen: „Ich nehme meine Interessen wahr“, also etwas mir durch Stellung im System Zugeordnetes, und „Ich nehme mich wahr“, „Ich will mich verwirklichen“. *Individuieren* heißt sich selbst außerhalb seiner Rollen zu suchen.

Wenn man von Bedürfnissen spricht, an die anzuknüpfen wäre, ist deren Beschaffenheit genau anzuschauen. Handelt es sich um Bedürfnisse von Rollenträgern (=Interessen) oder um Bedürfnisse *wider* den Rollenzwang (=Ansprüche). Nur bei letztgenannten bedeutet Wahrnehmen *Anknüpfen*, bei erstgenannten kann es nur taktisch um Unterstützungen gehen, prinzipiell geht es aber um das *Loseisen*. Genau darin liegt ein Unterschied der Antipolitik zu Politik und Populismus. Das Problem ist nicht, dass Politik als Populismus an die konkreten Menschen ran will, das Problem ist, dass er an deren Vorurteilen anknüpft und nicht an deren Möglichkeiten. Anti-

politik will die Leute nicht abholen, wo sie sind, aber sie will sie auch nicht dort belassen, wo sie sind. Sie will ihnen helfen, sich selbständig dort wegzubewegen, ohne ihre Vorurteile mitzunehmen.

Auch soziale Bewegungen sind Kollektivsubjekte kapitalistischer Entwicklung, da mögen sich ihre Gründer und Mentoren, Theoretiker und Aktivisten auch etwas völlig anderes vorgestellt haben. Sie dienen objektiv der Intensivierung, Verdichtung und Beschleunigung des Modernisierungsprozesses. Somit wären auch soziale Bewegungen pauschal dem bürgerlichen Horizont verhaftet, was meint, sie erheben sich und fallen mit ihm. Überschüssige, d.h. darüber hinaus weisende Momente sind in den Augenblicken der Inauguration wahrscheinlich unausweichlich, um Bewegungen überhaupt in Schuss zu bringen, ihnen Leben einzuhauchen und Mobilität zu verleihen. Mit Verrat hat aber die kontinuierlich zu beobachtende Abkehr von den Idealen nichts zu tun. Was anstünde, wäre also die Etablierung einer *Antibewegung*, so obskur das in der ersten Lesung auch anmuten mag.

### Politik versus Staat?

Allen linken Mythen zum Trotz ist das Ziel der Politik stets der Staat, vornehmlich in Forderungen an den Rechts- und Sozialstaat. Gegen solche Nutzung öffentlicher Institutionen und Apparate spricht an sich gar nichts. Keine Enthaltung ist sinnvoll, sofern der Gebrauch ganz pragmatisch erfolgt und nicht ideologisiert wird. In der Notwendigkeit liegt jedoch keine wie immer geartete systemsprengende Perspektive. Auch hier gilt es Position und Transposition, Immanenz und Transzendenz auseinanderzuhalten. Politik und Staat verhalten sich zueinander wie die Verallgemeinerung zur Allgemeinheit.

Politik setzt via Budget und Gesetz durch, was sich durch den Staat vollzieht. Aus der funktionellen Differenz ist aber keine substantielle Differenzierung zu folgern. Ein Schisma zwischen Politik und Recht einerseits und Staat andererseits ist in keiner Weise logisch, im Gegenteil, sie sind ehern miteinander verbunden und aufeinander angewiesen. Der Staat ist um nichts schlechter als die Politik und das Recht, die ihn modifizierend am Laufen halten. Das Konstituierende und das Konstituierte sind nicht zu trennen. Man kann das Resultat nicht einfach auf ein falsches Kräfteverhältnis reduzieren. Der gegenseitige Formbezug ist ein immanenter ohne jedwede transzendierende Potenz.

Doch derlei Ungereimtheiten sind viele: Die Demokratie ist zu lieben, der Populismus aber zu verachten. Man ist für die Politik, aber gegen den Staat; dann wieder für den Sozialstaat, aber gegen den Ausgrenzungsstaat; dann auch noch für die Zivilgesellschaft, aber gegen die soziale Ungleichheit; und auf jeden Fall gegen die Gewalt, aber für das Gewaltmonopol. Manche sind sogar für den Markt und gegen das Kapital.

### Antipolitik und Politik

„Keine Politik ist möglich!“ bedeutet dreierlei: Erstens ist es eine Absage an alle herkömmlichen Varianten der Politik, zweitens ist es aber darüber hinaus eine Absage an die Politik generell. Diese beiden Bestimmungen sind allerdings nur negative Urteile. Erst in der dritten Lesart wird das Motto zu einer transpositiven Aussage, ja sogar offensiven Ansage. Es steht da, dass *etwas anderes* als Politik möglich sei. „Ist möglich“ heißt es, nicht „ist unmöglich“. Der Käfig der bürgerlichen Form wird nicht anerkannt. Da ist nun dezidiert nicht mehr die Rede von einer anderen Politik, sondern von etwas *anderem* als Politik. „Politik als Pflicht“ (Detlev Horster) ist Unsinn. Wir müssen uns dezidiert aus dieser Pflicht nehmen, dürfen Politik nicht wie des Staatsbürgers Amt einlösen. Wir haben keine Pflicht zu erfüllen, weder im Krieg noch in der Politik.

Politik sagt: Wir nehmen die Interessen unserer Setzung wahr. Antipolitik will sagen: Wir nehmen uns als Gegensatz unserer Setzung wahr. Wir sind nicht die, zu denen wir gemacht werden (sollen), oder wie André Gorz es ausdrückte: „Selbst ist eigentlich nur die Distanz, die er zum Andren, zu dem er sozialisiert wurde, behält.“ (*Streifzüge* 41, November 2007, S. 9) Antipolitik meint *Entsetzung*, doch im Unterschied zur ideellen Negation versucht sie sich auch an einer praktischen Positionierung. D.h. sie will sich als Perspektive verstehen und benennen. Womit übrigens auch der schwächste Punkt der eigenen Kritik benannt ist.

Antipolitik ist nicht auf das Terrain der Politik zu beschränken, ihr Feld ist größer als der öffentliche Sektor der bürgerlichen Gesellschaft. Es geht um Ausweitung, um Ein- und Aufmischung des Geläufigen. Vor allem die „Selbstverständlichkeiten“ des Alltags haben ins Visier kritischer Betrachtung zu rücken. Hier und jetzt beginnen, theoretisch wie praktisch. Gesellschaftliche Praxis auf Höhe der Zeit wird

auf Antipolitik vorgreifen als auch auf Politik zurückgreifen. Und sie wird sich Rechenschaft ablegen müssen, nicht bloß Bekennnisse liefern und einfach hinnehmen, was sie tut. Vielleicht könnte man das auch als den Weg von der Negation zur Transposition bezeichnen.

Politik versucht stets das vorherrschende Gefühl der Apathie durch Sympathie oder Antipathie zu ersetzen. Dieses Loch muss gestopft werden. Antipolitik hingegen will keine Löcher stopfen, sie versucht Apathie, Sympathie und Antipathie zu transformieren, den politischen Kontext systematisch aufzuweichen, d.h. ihn als eherne Instanz, in der eins sich zu bewegen hat, aufzulösen. Nicht Politisierung steht an, sondern Entpolitisierung. Die ahistorische Deutung der Politik ist zu entsorgen. Muss Politik sein?, fragt die Antipolitik scheinbar blauäugig.

Politik ist ein bürgerliches Programm: „Alle Emanzipation ist *Zurückführung* der menschlichen Welt, der Verhältnisse auf den *Menschen selbst*. Die politische Emanzipation ist die Reduktion des Menschen, einerseits auf das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, auf das *egoistischen, unabhängige* Individuum, andererseits auf den *Staatsbürger*, auf die moralische Person. Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen *Gattungswesen* geworden ist, erst wenn der Mensch seine „forces propres“ (eigenen Kräfte, F.S.) als gesellschaftliche Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftlichen Kräfte nicht mehr in der Gestalt der *politischen* Kraft von sich trennt, erst dann ist menschliche Emanzipation vollbracht.“ (MEW 1:370)

Es geht um Individualität und Solidarität. Solidarität im umfassenden Sinne ist ja nichts anderes als die konsequente Negierung des kommerziellen Wettbewerbs. Nur durch sie kann sich das Individuum auch entfalten. Die Verallgemeinerung von Kooperation statt Konkurrenz nennt sich nach wie vor Kommunismus. Let's talk about.

*Ende der Serie*

**jenseits**  
www.streifzuege.org

# Mittelstand und Narrentum

BESPRECHUNG DES FILMS „VORNE IST VERDAMMT WEIT WEG“\*

von Karl-Heinz Lewed

Der Titel ist Programm – denn zunächst zielt „Vorne ist verdammt weit weg“ auf Ortsbestimmung: über oben und unten, über vorne und hinten und auch über Voranschreiten und Zurückgelassen-Werden. Wer in der Geschichte vorne, ganz vorne ist, wird in dem Streifen nicht so wirklich klar. Umso deutlicher indes, wer stets mittendrin steckt und sowohl vorne mit hinten als auch oben mit unten zu einem närrischen Miteinander verstrickt: Eulenspiegel Erwin Pelzig (Frank-Markus Barwasser), 70er Jahre Manta-Typ, mit Lederhandtäschchen und Prollhut. Gekonnt verknotet er die sozialen Beziehungsschnüre zwischen den Protagonisten zur ultimativen Lagebestimmung: dem völligen Daneben. So entsteht das Panorama und gleichzeitig Abbild einer Wirklichkeit, die dem Narrentum Pelzigs in nichts nachsteht.

„Vorne ist ganz weit weg“ ist in erster Linie Sozial- oder Kapitalismuskritik, jedenfalls nach dem am Ende des Streifens explizit gemachten Verständnis der Filmemacher: Im Abspannsong („Lied Vom Ende des Kapitalismus“ von Peter Licht) wird auch dem begriffstutzigsten Kinobesucher diese Einsicht warm ans Herz gelegt. Dies wäre nicht nötig gewesen, denn schließlich hat Kapitalismuskritik in jüngster Vergangenheit eine steile Karriere hinter sich und ist mittlerweile allerorten und in aller Munde, von Müntefering bis *Spiegel*-online, von Kurt Beck bis zu den sozialen Kapitalisten. Ist doch glasklar, dass ein Film über Arbeit und v.a. noch über Spekulantentum nichts anderes als kapitalismuskritisch sein kann. Dass die Warenproduktion, alias „unser“ Wirtschaftssystem, nun einen Labelwechsel vom weichen Marktwirtschafts- zum harten Kapitalismusbegriff vollzog, kommt nicht von ungefähr. Es hat sich schließlich ziemlich herumgesprochen, dass es nicht wirklich gut läuft im Lande, dass „unten“ nichts ankommt und „oben“ immer mehr hängen bleibt, ja vielleicht gar, dass etwas grundsätzlich nicht stimmt mit diesem Kapitalismus. Kein

Wunder also, dass sich der für alles offene Schlund der Kulturindustrie des Themas annimmt. Doch darin ist eben auch nicht alles einerlei. Das aus der postmodernen Lebenswelt à la Peter Licht herbeigeplapperte Ende ist natürlich kein Ende des Kapitalismus, vielmehr ein traurig gestimmter Abschied von der Leichtigkeit des konsumierenden Seins, Abschied auch für eine Generation, die der historischen Aufgabe zur Durchsetzung der Eventgesellschaft sehr beflissen nachkam und nun ganz zwanglos in die Generation der prekären Existenzen hinübergleitet. Postmodernes Schwadronieren, das sich antikapitalistisch gibt, inszeniert auch noch im Abgang zur Prekarität Leichtigkeit und spricht wie eh und je über etwas, wovon man gern nur luftige Vorstellungen hatte. Dennoch: wenn Peter Licht Kapitalismuskritik ist, so ist Erwin Pelzig radikal-radikalste Kapitalismuskritik. Der Unterschied zwischen der nur zur Selbstverarschung verlängerten Seichtigkeit des Scheins und der ironisierenden Offenlegung des kapitalistischen Wahn- und Narrensystems ist gerade ein Unterschied ums Ganze.

Das funktioniert in dem Streifen ziemlich einfach: Was den Film vor seichter Nostalgie schützt, ist schlicht die Figur des Erwin Pelzig, Eulenspiegel, Wirrkopf und Narr seiner Zeit.

Vordergründig ist die gesamte Handlung zwar in das Mittelschichtsangst-Geplapper über soziale Gerechtigkeit im Allgemeinen und das rücksichtslose, gewinn- und geldsüchtige Aktien- und Spekulationskapital im Besonderen gebunden. Da ist der gute alte Firmenpatriarch Bieger (Philipp Sonntag), der schon in dritter Generation eine metallverarbeitende Fabrik leitet (Herstellung von metallenen Einkaufswagen, die „Bieger-Einkaufswagen AG“!) und unter dessen Regie alle ein gutes bis glückliches Arbeitsleben führten, allen voran sein mit Feldweibel- bzw. Hausmeistercharme ausgestatteter Chauffeur (Peter Lohmeyer), inklusive seiner Kinderschar. Doch kaum ist der Chef wegen Krankheit mal abwesend,

infiltrieren sich, die Zeiten sind nun mal so, zwielichtige Unternehmensberater- und InvestmentbankerInnen. Sie zerrütten die Arbeitsbeziehungen, erhöhen die Schlagzahlen, wollen aber im Grunde nur das Eine: aus skrupelloser Profitgier den Laden schließen und die doch so schönen Einkaufswagen-Arbeitsplätze nach Asien verlagern. Jedes kapitalismuskritische Mittelschichts- und Alltagsherz muss bei den im Film ausgegebenen Parolen höher schlagen: „Arbeit statt Profit!“.

Dass die Handlung aber nicht in schale Nostalgie nach der gar wunderbaren vergangenen Arbeiterwelt umschlägt und eben konsequente Sozialsatire bleibt, verdankt sich der stets präsenten Pelzig-Narretei. Der vom Ersatzchauffeur zum Berater des Seniorchefs aufgestiegene Pelzig ersinnt nämlich eine Firmenrettungsstrategie gegen die Machenschaften der InvestmentbankerInnen. Doch aus den strategischen Simpeleien des Simpels für die ehrliche Arbeit und gegen die Spekulanten folgt gerade der Totalzusammenbruch des Seniorchefs und damit auch der Mittelstandsfirma. Doch Pelzig steht mit Rat und Tat nun als Ersatzchef bei Fuß, mitsamt der ihm vom Chef zugefallenen Edel-Prostituierten Chantal (Christiane Paul), um dem Unternehmen schließlich den Rest zu geben, wie der Kinobesucher am Ende sicher erahnen kann. Damit findet eine Epoche ihren Abschluss und zugleich ihren Begriff: eine verrückte Unternehmung für einen verrückten Zweck. In einer finalen Einstellung mit dem ausgetillten Firmenchef – übrigens in luftiger Höhe über dem Abgrund auf dem Geländer einer Autobahnbrücke – wird lebensphilosophisch Retrospektive gehalten und Eulenspiegel Pelzig sorgt für den nötigen reflexiven Tiefgang: Weise Narren sinnieren über eine verrückte Welt, über Lebensziele, Einkaufswagen und Grabsteine. Um den Verhältnissen beizukommen, bräuchte man derzeit wohl ein ganze Fabrik voll solcher Narren. Eine durchaus lohnende Strategie für eine Mittelstandsoffensive.

\* Regie: Thomas Heinemann, Buch: Frank-Markus Barwasser

# Demokratie als Form

## 2. TEIL: DER BEITRAG DEMOKRATISCHER POLITIK ZUR ERHALTUNG UND STÄRKUNG DER MENSCHLICHEN WELTLOSIGKEIT

von Meinhard Creydt

Menschen ohne Welt‘ waren und sind diejenigen, die gezwungen sind, innerhalb einer Welt zu leben, die nicht die ihrige ist; einer Welt, die, obwohl von ihnen in täglicher Arbeit erzeugt und in Gang gehalten, ‚nicht für sie gebaut‘ (Morgenstern), nicht für sie da ist; innerhalb einer Welt, für die sie zwar gemeint, verwendet und ‚da‘ sind, deren Standards, Abzweckungen, Sprache und Geschmack aber nicht die ihren, ihnen nicht vergönnt sind“ (Anders 1993, XI)\*. Für diese Existenz „trifft Heideggers Grundcharakterisierung menschlichen Seins: dass dieses *eo ipso* ‚In-der-Welt-Sein‘ sei, nicht eigentlich zu“, leben die Menschen doch „nicht eigentlich ‚in‘, sondern nur ‚innerhalb‘ der Welt“ (ebd. XII).

### 13.

Im Horizont der Demokratie ist eine gesellschaftliche Assoziation der Menschen nicht zu bewerkstelligen, in der sie die Probleme der Gesellschaftsgestaltung bearbeiten können. „Das ‚politische Recht‘ ist Ausdruck der Atomisierung der bürgerlichen Gesellschaft auf private Individuen mit ihrem ‚freien Willen‘, die aber in Wirklichkeit nur ‚frei von‘ sind, frei von Leibeigenschaft und feudalem Zwang, aber auch frei von jeder Form der Vereinigung, die ihnen die Freiheit von Ausbeutung und gesellschaftlicher Vereinsamung sichert“ (Supek 1978, 88). Es geht nicht um die „Ausdehnung des Prinzips der bürgerlichen Demokratie oder der repräsentativen Demokratie auf die Sphäre der Wirtschaft, sondern um die Überwindung der bürgerlichen Organisation in der einen und in der anderen Sphäre, denn sie bedingen sich gegenseitig, und der Schlüssel zu dieser Überwindung ist in der Idee der Assozi-

ation zu finden“ (ebd. 90 – vgl. auch Offe 1989, 760ff.).<sup>1</sup> Getrennt voneinander stehen die Einzelnen unmittelbar zum politisch Ganzen wie die Gläubigen zu Gott. „Unter den Bedingungen des demokratischen Staates kann der politische Wille niemals wirklich allgemein sein, weil die Individuen als Einzelne von ihren Allgemein- und sozialen Interessen getrennt werden“ (Demirović 1988, 853). Die Herauslösung der Staatsbürgerrolle aus sozialen Lebensbezügen und Handlungskontexten macht sich auf der Seite der Demokratie geltend in „individualisierenden und entpolitizierenden Formen politischer Willensbildung, die von demokratischen Organisationsformen garantiert werden“ (Offe 1972, 193f.). Die Demokratie erhebt die Menschen dazu, über ihre Geschicke zu entscheiden. Zugleich handelt es sich aber bei den so zum Souverän Erhobenen um Individuen, die vielfältig getrennt und abstrahiert sind voneinander, von den Bedingungen zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten, vom Bezug ihrer Arbeit auf andere, von dessen Gestaltung, von der Gestaltung der Form, in der sich die Arbeiten und die Menschen aufeinander beziehen können. Die Unwirklichkeit einer Erhebung zum politischen Souverän bei gleichzeitiger Vorentscheidung seiner Geschicke durch den ‚stummen Zwang der Verhältnisse‘ hat Marx als Verdoppelung des Menschen „nicht nur im Gedanken, im Bewusstsein, sondern in der Wirklichkeit, im Leben“ zu „einem himmlischen und einem irdischen Leben“ bezeichnet (MEW 1, 355). Der Demokrat wird so zu einem „imaginären Glied einer eingebildeten Souveränität ...(.) mit einer unwirklichen Allgemeinheit erfüllt“ (ebd.).<sup>2</sup> Politik und Demokratie verhalten sich zu den mit der herrschenden Arbeitsteilung, der Konkurrenz und den Entwicklungsmaßen des Reichtums implizierten Spaltungen, Hierarchien, Bornierungen und Gegensätzen, indem sie „sich auf eine abstrakte und beschränkte, auf partielle Weise über diese Schranken erheben“ (MEW 1, 354) und sie für „unpolitisch“ bzw. die Demokratie nicht tangierend erklären.

### 14.

Die Demokratie trägt auf ihre Weise dazu bei, dass die abstrakte Synthesis im Erwerbs- und Geschäftsleben abstrakt bleibt. „Die politische Emanzipation war zugleich die Emanzipation der bürgerlichen Gesellschaft von der Politik, von dem Schein selbst eines allgemeinen Inhalts“ (MEW 1, 369). Die Politik macht das Kunststück, die gesellschaftliche Selbstgestaltung aus den verschiedenen Materien (Produktion, Distribution, Zirkulation, Konsumtion) zu extrahieren, zugleich aber diese Extraktion nicht als innere Grenze der Politik wahrzunehmen, sondern der Politik *neben* den anderen Tätigkeiten die Gestaltung des Allgemeinen zuzuschreiben und zuzubilligen. Während in den anderen Sphären der Existenz die Arbeitsteilung, der Markt, die Hierarchie, die Techniken bei allen politischen Modifikationen und Regulationen als unumgänglich und sachlich notwendig erscheinen, als gestaltungsentzogene Bedingung, erscheint in der Politik die Gestaltung der sozialen Welt als eine, die *für* die Individuen bewerkstelligt werden kann, ohne deren tatsächliche Basisverhältnisse nicht nur als Objekt, sondern auch als Ort der Gestaltung so zu gestalten, dass es um die Entfaltung menschlicher Sinne und Fähigkeiten im Bezug von Menschen auf Menschen geht.

Der demokratische Politiker kann auch mit der Schwäche des Staats gegen andere gesellschaftliche Akteure (Wirtschaftsverbände, Gewerkschaften) argumentieren und das Misslingen des eigenen Tuns dem ungenügenden ‚Mitziehen‘ dieser Akteure zuschreiben und sich selbst als Moderator (z.B. in den früheren ‚Bündnissen für Arbeit‘) auffassen, der wenigstens, aber (sozusagen enzymatisch) Entscheidendes beizusteuern vermag. Einschränkungen des Umfangs der Politik gehen mit einer Konzentration auf das Kerngeschäft einher und tragen dazu bei, dass „immer aufs neue die Fiktion eines Steuerungszentrums der modernen Gesellschaft“ entsteht, „in dem durch alle Ausdifferenzierungen und Verflechtungen hindurch die Fäden politischer Intervention letztlich zusammenlaufen“ (Beck 1986, 314).

\* Die Literaturangaben finden sich im ersten Teil dieses Aufsatzes (Streifzüge 41 / November 2007, S. 39). Sie können auch auf [www.streifzuege.org/texte\\_str/str\\_07-41\\_creydt\\_demokratie1.html](http://www.streifzuege.org/texte_str/str_07-41_creydt_demokratie1.html) nachgesehen werden.

Die demokratische Engführung von Gesellschaftsgestaltung auf das Politische<sup>3</sup> geht einher mit der von Politikern gepflegten Erwartung, „dass man handeln und tatsächlich etwas bewirken kann“ – dies „wird zu einer Überzeugung, die der Politiker entschieden gegen jeden Zweifel verteidigt“ (ebd.). Das politische Subjekt „muss nicht nur unter riskanten und unübersehbaren Bedingungen handeln, sondern es will dies auch. Der Politiker macht aus der Not der gemeinsamen Lage eine öffentliche Tugend. Er propagiert – in Konsequenz der übernommenen Rolle –, wenn nicht die Machbarkeit, so doch wenigstens die Steuerbarkeit der Verhältnisse“ (ebd.).<sup>4</sup>

Politik arbeitet sich nicht nur an den realen Staatsaufgaben in der bürgerlichen Gesellschaft (s. Abschnitt 7) ab, sondern fungiert als symbolische Politik. „Symbolische Politik ersetzt die Politik, die sie symbolisiert. Ihre Wirkungsabsicht ist, statt unmittelbar auf die Veränderung der Realität, auf die Mehrung von Zustimmungspotentialen aus öffentlicher Meinung bezogen ... Symbolische Politik ist Politik stattdessen“ (Lübbe 2001, 151).<sup>5</sup>

## 15.

Parlamentarische Politik bewegt sich in der Unterscheidung zwischen den Politik-Konkurrenten. Sie legt dem politisierenden Verstand nahe, die realen gesellschaftlichen Ursachen und Formen der umstrittenen Materien nicht zum Thema zu machen, sondern jedwedes politische Handeln dadurch zu rechtfertigen, dass es das kleinere Übel gegenüber den sonst möglicherweise durch die Konkurrenten ins Werk gesetzten Handlungen darstelle. Irgendein Schaden findet sich immer, um dessen Vermeidung willen dasjenige akzeptiert wird, was in einer Größenordnung schadet, die grundlegende Veränderungen nötig macht, welche im Denken des kleineren Übels aber gerade nicht mehr Thema sein können.

Seine wahre Größe entfaltet der Parlamentarismus gegenüber Parteien, die der etablierten Konstellation von Regierung und Opposition kritisch gegenüberstehen. Die Grünen traten ursprünglich als „Antipartei“ an und die PDS als „konsequente Opposition“. Gegen solche Außenseiter macht der parlamentarische Verstand das Argument der „Verweigerung“ und der „Regierungsunfähigkeit“ geltend. Wer als grundsätzliche Opposition antritt, wird pragmatisch darauf verteidigt, sich als Regierungspartner im War-

testand zu profilieren. Nur dann gelingt der Eintritt in den ‚inner circle‘ der Regierung und *ihrer* Opposition und die Erlösung vom Außenseiterstatus. Und die Selbststilisierung der Spätberufenen bzw. Neuankömmlinge im Parlamentarismus als nüchterne Realisten verschiebt die Wunschphantasien, die die Protagonisten parlamentarischer Politik auf ihre Kritiker projizieren, nur in jenen sog. Realismus, der, indem er die Verhältnisse für sich beansprucht, ihnen verfällt. Wer vor den Schwierigkeiten der Aufgaben kapituliert, beschönigt dies gern als ‚Erwachsenwerden‘. Jürgen Leinemann (2004) hat die verschiedenen Varianten beschrieben, wie Politiker in den suchtartigen Sog ihrer eigenen Bedeutsamkeit jenseits aller Inhalte geraten.

Die Aufmerksamkeit für Politikinhalt und für die Kosten von Kompromissen und Zugeständnissen tritt in den Hintergrund. Die Engführung von Politik auf Regierungsbeteiligung schwächt die Verhandlungsposition in Koalitionsgesprächen. Wer wie die Grünen oder die PDS zu jedem Kompromiss bereit sein muss, um in der parlamentarischen Logik den Beweis eigener Regierungsfähigkeit zu erbringen, ist von den Koalitionspartnern entsprechend erpressbar. Die Beteiligung am Parlament mündet zur Hauptsache ein in das Fortsetzungsverhalten herrschender Politik. Sie löst keine Probleme, sondern nimmt diese zum Anlass, die Notwendigkeiten der parlamentarischen Betriebslogik klarzumachen und durchzusetzen. Wo der politische Drang, ja handlungsfähig zu sein, bedeutet, unter den *gegebenen* Bedingungen zu handeln, sich in eine *vorfundliche* Konkurrenz einzustellen und nach *ihrer* Maßstäben sich als ‚realitätstüchtig‘ zu bewähren und zu der Vernunft zu finden, die sich unter *diesen* Verhältnissen des status quo ergibt, dort wird die Frage beiseite geschoben, wie Bedingungen einer anderen Handlungsfähigkeit erst *erarbeitet* und *entwickelt* werden können.

## 16.

Die prominenteste Institution, in der die Alltagsbürger sich staatsbürgerlich betätigen, die *Wahl*, verbindet die beiden Sphären, die voneinander abstrahieren, miteinander – indem sie die Abstraktion des Politischen vom Alltagsleben und die Ferne des Alltagslebens von der Politik synthetisiert – zur scheinhaften Anverwandlung des Politischen an den privaten Horizont (projektive Identifikation) und

zur Politisierung der Privaters (im politischen ‚Weltbild‘). Insgesamt kommt es zu einer „Unterforderung‘ des Bürgers durch die Institution der Wahl“ (Hirschman 1984, 122). „Der Mechanismus der allgemeinen, freien und geheimen Wahl wirkt wie eine Rührmaschine, die die Entscheidungen der einzelnen Wähler zu einem solch trüben Brei verrührt, dass die gemeinten ‚Botschaften‘ von den Empfängern, den gewählten Parteien, beim besten Willen nicht zu entziffern sind. In der Politik zählen nur die auf die Parteien entfallenden Stimmenpakete, nicht aber die (policy-) Präferenzen, die den Wahlentscheidungen zugrundeliegen“ (Wiesenthal 1991, 18; vgl. auch: Hegels Rechtsphilosophie § 308, Bd. 7, 476).<sup>6</sup> Die Wahl legt die Bürger auf eine „zahme Methode der politischen Präferenzbekundung fest“ und verwehrt ihnen, „mit dem Nachdruck Stellung zu nehmen, der ihrer Betroffenheit entsprechen würde“ (Hirschman 1984, 119; vgl. auch 121).<sup>7</sup> Das Verbot des politischen Streiks gehört dazu. Insofern der Konsens sich auf denkbar äußerlichste Weise ergibt, als Addition von Millionen gleicher und freier Entscheidungen, steht es weitgehend im Belieben der Gewählten, über die ‚eigentliche‘ Botschaft des Wählerwillens zu befinden.

Wird in der Wahl das Politische scheinbar dem Horizont des Individuums anverwandelt, so ist die Kehrseite dieser Popularisierung von Politik der damit den jeweils Regierenden erteilte Freibrief. Er betrifft all jene komplizierteren Materien, für die sich aus den den Wählern vorgelegten groben Orientierungsmarken kein Aufschluss gewinnen lässt. Die allgemeine Klage der Politiker über den Wahlkampf, über die ‚Wahlkampfmanöver‘, den ihnen anhaftenden Populismus und den Verlust der Sachlichkeit drücken aus, welche Last Politiker darin sehen, ihre Vorhaben dadurch quasi zu verunreinigen, dass sie sie den Bürgern nahe bringen und ihr Votum einholen müssen. Umgekehrt sollen Bürger sich in der Politik wiedererkennen, die gewissermaßen Geist von ihrem Geist darstellt. Und dass dieser Geist schwach, von allerlei Showeffekten und Selbstdarstellungen beeindruckbar ist, damit entschuldigen sich Politiker vor den Bürgern, die – derart ausgestattet – schließlich keine bessere Politik ermöglichen. Zur Akzeptanz der Publikumsbeschimpfung trägt die jeweilige Zuschreibung des Einzelnen bei, zur kurzfristigen und niveaulosen Masse gehöre er nicht, die anderen schon.



## 17.

Den pessimistischen Vorbehalt gegenüber der Bevölkerung drückt auch die Verfassung aus, die zentrale Strukturen und Werte gerade der Entscheidung durch das Volk entzieht bzw. ihr hohe institutionelle Hürden (Zweidrittelmehrheit für Änderung) setzt. Volkssouveränität ist in der Demokratie nicht nach dem Modell des monarchischen Souveräns gedacht, ist nicht der Verfassung über-, sondern ihr untergeordnet. Es „hebt sich im demokratischen Verfassungsstaat die Volkssouveränität selbst auf“ (Kriele 1994,

277), so dass es „innerhalb des Verfassungsstaates keinen Souverän gibt. Die Volkssouveränität tritt unmittelbar nur am Anfang oder am Ende des Verfassungsstaates auf, bei seiner Konstituierung und bei seiner Abschaffung. ... Der *demokratische Souverän* gibt, indem er vom ‚pouvoir constituant‘ Gebrauch macht, seine Souveränität auf. Er ist als politischer Faktor nur latent vorhanden. Er tritt erst wieder in Funktion, wenn der Verfassungsstaat zusammenbricht. Man kann auch sagen: Die demokratische Souveränität ruht, solange der Verfassungsstaat besteht“ (ebd., 273ff.).

**Das den Grund- und Menschenrechten zentrale Leitbild des autonomen Subjekts und wie es die Vergesellschaftung hinter dem Rücken der Beteiligten fördert**

## 18.

Die Grund- und Menschenrechte zentrieren sich um den Schutz des Individuums, beinhalten Abwehrrechte gegenüber Übergriffen und formulieren die berechtigte Sorge, dass die lebensweltlichen Belange der Individuen unter die Räder der systemischen Eigendynamiken und -interessen (von Kapitalen, Organisationen, Institutionen) kommen und dass die unabhängig von den Individuen in Techniken und Organisationen verkörperte objektive Kultur die subjektive erdrückt. Zugleich finden die Grund- und Menschenrechte in der Perspektive des vereinzelt Einzelnen ihre Grenze. Fokussiert auf die Verletzlichkeit des Individuums kann nur unendlich ein Abwehrkampf geführt werden. Die meisten Verfechter der Grund- und Menschenrechte affirmieren die Scheidung zwischen einer von den Menschen nicht selbst substanziell gestaltbaren Sphäre der Organisationen, Institutionen und Systeme und deren nur äußerlicher Einschränkung durch lebensweltliche Belange. Insofern die konstitutiven Bedingungen der Möglichkeiten der Verletzungen der Individuen der Bearbeitung entzogen sind, misrät Menschen- und Grundrechtspolitik zu einer Art „aktiven Resignation“ (Narr 1984) und zur schlecht unendlichen, weil reaktiven Aufgabe.

Die Konzentration auf die Verletzlichkeit der Individuen lässt diese nicht in ihrer sozialen Assoziation (s. Abschnitt 19) als mögliche Gestalter ihres gesellschaftlichen Lebensprozesses erscheinen und macht Grund- und Menschenrechte zu einer Art Armenrecht der vereinzelt Einzelnen. „Infolge der individualistisch-

asozialen Verkürzung der Menschenrechte kommen die politisch-sozialen Teilnahme- und Handlungsrechte allenfalls zweitrangig hinzu“ (Narr 1984, 92). Der im Mitleiden mit Unglücksfällen in letzter Zeit prominent gewordene Kult um die Verletzlichkeit und das Opfer knüpft an der Passivität an und artikuliert Ansprüche weniger in Bezug auf das, was das jeweilige Individuum getan hat. Was ihm angetan wurde, was ihm als Objekt widerfuhr – dies ist vielmehr der Dreh- und Angelpunkt einer Kultur, die sich ostentativ abgeklärt gibt, was alle Ansprüche an aktives gesellschaftlich gestaltendes Handeln angeht (vgl. Furedi 1997).

## 19.

Das den Grund- und Menschenrechten immanente Leitbild des autonomen Subjekts findet seine Grenze an dessen innerer Verknüpfung mit dem herrschenden Zurechnungsmodus für Geschäfts- und Privatsubjekte (von Erfolg, Schuld, Versagen), der Selbstbestimmung, -verantwortung und -beziehung amalgamiert. Die eben auch Selbstabschließung (homo clausus) und Selbstherrlichkeit beinhaltende Ichautonomie stellt die soziale Assoziation infrage, die für eine gesellschaftliche Gestaltung von Gesellschaft notwendig wäre. Ichautonomie beinhaltet eben auch das Leitbild eigener Vollkommenheit im Unterschied zu sozialer Bezogenheit und Ergänzungsbedürftigkeit, die Praxis des Einzelkämpfers und Kleinproduzenten, die Transformation von Gestaltungsbedürftigem und -fähigem in individuell Aneigenbares und Manipulierbares und schließlich die selbstwertdienliche Verformung von Selbst- und Fremd-

wahrnehmung (Selbstüberhöhung, Abwertung anderer). Das Leitbild der individuellen Unabhängigkeit schiebt sich gesellschaftlich vor die Aufmerksamkeit für die institutionelle Unterfütterung von intersubjektiver Verlässlichkeit und kollektiver Lernfähigkeit. Gegenüber dem im linksliberalen Milieu hegemonialen Leitbild des autonomen, ichstarken Ich möchte ich hier kurz die Perspektive einer partizipatorischen, auf Kooperation, Sozialität (vgl. dazu auch die Zeitschrift *Errata*) und Assoziation ausgerichteten Gesellschaftsgestaltung durch die Mitglieder der Gesellschaft im Telegrammstil konturieren. Es geht um die Überwindung einer gesellschaftlichen Dreieckskonstellation, die sich zusammensetzt aus Vereinzelung, aus Etatismus und aus durch die Gesellschaft nicht gestaltbaren, selbstbezüglich-eigendynamisch verselbständigten Prozessen. Perspektivweisend ist demgegenüber der tätige Bezug der Menschen, die gemeinsam das Gemeinsame gestalten und einander die jeweiligen sozialisatorisch erworbenen und sich an spezifische soziale Positionen und Lagen ankristallisierenden blinden Flecken und sonstige Schwächen kooperativ-unterstützend ausgleichen.

Sich zusammen mit anderen verwirklichen wollen, weil man/frau auch nur so (nicht nur faktisch, sondern substantiell) dazu in der Lage sind, bedeutet keine (‚basisdemokratische‘) Unmittelbarkeitsfiktion, sondern die Bezogenheit der Menschen aufeinander in der gemeinsamen Gestaltung der sie vermittelnden objektiven Mitten (der Arbeiten, der Gegenstandswelt, der Organisationen, Institutionen und sozialen Strukturen). Weniger die moralische Mobilmachung des Subjekts ist das Problem, als vielmehr das Unterfangen, die Strukturen zu gestalten, in denen wir leben (s. Abschnitt 2 und 3). Erst im dafür notwendigen Umbau sozialer Systeme stellt sich auch die Frage nach der Verringerung verdinglichter und verdinglichender Sozialbeziehungen. Es geht darum, ein Syndrom vielfältig miteinander verwobener Phänomene überflüssig werden zu lassen: den Besitzindividualismus, die individuelle Vorteilsnahme zu Lasten anderer, die Konkurrenz, den Spezialistendünkel und Ressortegoismus, die Distinktion, den Narzissmus der kleinsten Differenz, den Egozentrismus und die neurotische Selbstbehauptungsguerilla. „Nur die Überwindung des Ich, die eine Überwindung sowohl der Ichlosigkeit als auch der Ichhaftigkeit ist, stellt uns in die Ichfrei-

heit... Ichfreiheit ist Freisein vom Ich, ist nicht Ich-Verlust oder -Verzicht, ist nicht Ich-Mord, sondern Ich-Überwindung“ (Gebser 1973, 677). Zu überwinden ist mit der „Realutopie eines größeren Ich“ der ‚homo privatus‘, der „eines wesentlichen, sinngebenden Elements seines Daseins beraubt ist, wenn er am Schicksal eines größeren Ganzen keinerlei aktiven, mitgestaltenden Anteil nehmen kann“ (Vilmar, Runge 1986, 104). Es geht um ein „allgemeines Leben“ (Hegel Bd. 7, § 258, 260f., 308, vgl. auch Theunissen 1981), um „Ich, das Wir, und Wir, das Ich ist“ (Hegel 3, 145), um die „Produktion der Verkehrsform selber“ (Marx).

Das Leitbild des autonomen Individuums übergeht den konstitutiven „Entwicklungsverzug des kollektiven Bewusstseins einer ganzen Gesellschaft“ (Kilian 1971, 7). Um ihn aufzuheben, ist „eine prozessgerechte Selbststeuerung der individuellen und kollektiven Entwicklung“ notwendig (ebd., 21). „Das egozentrische Weltbild ist angesichts der Amplifikation des gesellschaftlichen Feldes tatsächlich zum Weltbild eines ‚unterentwickelten‘ Bewusstseins abgesunken, welches angesichts seines Mangels an integrativer Kompetenz und systemtranszendierender Potenz eher als das herrschende ‚Unbewusstsein‘ denn als das herrschende ‚Bewusstsein‘ der Gegenwart bezeichnet werden sollte“ (ebd., 171). Die „zeitgenössischen Generationen leben inmitten einer kollektiven Identitätskrise, ohne dass die betroffenen Menschen die positive

Aussicht auf eine sich neu bildende kollektive Identität und auf einen Zuwachs an kollektiver ‚Menschlichkeit‘ wahrnehmen können“ (ebd. 22). Auch wenn Adorno an die Ruine des idealisierten und emphatisch vorgestellten frühbürgerlichen Subjekts fixiert bleibt, findet sich in der ‚Kritischen Theorie‘, wenn auch marginal, die Ahnung vom emanzipatorischen Begriff des Gattungswesens. Adorno spricht vom Missverhältnis zwischen der Kraft des Einzelnen und den Kräften, über die er technisch gebietet, was so lange unumgänglich sei, wie die „individualistische Organisationsform der Gesellschaft kollektive Verhaltensweisen ausschließt, die vielleicht subjektiv dem Stand der objektiv-technischen Produktivkräfte gewachsen wären“ (1958, 145). „Die Emanzipation des Individuums ist keine Emanzipation von der Gesellschaft, sondern die Erlösung der Gesellschaft von der Atomisierung“ (Horkheimer 1974, 130).

## 20.

Wer Menschenrechte auf soziale Rechte ausweiten möchte, sieht sich vor Schwierigkeiten gestellt, die im prinzipiellen Unterschied zwischen beiden gründen. Die Einfachheit der menschenrechtlichen Imperative, etwas zu schützen, das als vor- und überstaatlich existierend erscheint (Leben, Bewusstsein, Gewissen, Denken, Willen und Initiative des Menschen) und als unverfügbar gilt, geht verloren, wenn das zu Schützende erst hergestellt werden soll. Die Verwirklichung sozialer Grundrechte ist in ganz anderem Umfang als die der Schutz- und Abwehrrechte von finanziellen Mitteln abhängig. Ein grundsätzliches Votum für soziale Rechte ergibt keine Antwort auf die unter der Voraussetzung von knappen finanziellen Mitteln notwendig entstehende Frage nach der Gewichtung, in der die verschiedenen sozialen Rechte befriedigt werden sollen. Das deutsche Bundesverfassungsgericht spricht von der „Weite und Unbestimmtheit“ des Sozialstaatsgrundsatzes. Ihm lasse sich „kein Gebot entnehmen, soziale Leistungen in einem bestimmten Umfang zu gewähren. Zwingend ist lediglich, dass der Staat die Mindestvoraussetzungen für ein menschenwürdiges Dasein seiner Bürger schafft“ (BVerfGE 82, 60 (80)). Zudem stehen soziale Grundrechte im Gegensatz zum Grundrecht auf Eigentum, freie Berufswahl, Gewerbefreiheit. Das ‚Recht auf Arbeit‘ ist insofern gewährleistet, als niemand einen anderen davon abhalten kann, eine Arbeit aufzunehmen, jeder darf seine

Arbeitskraft verkaufen. Vom Recht auf Arbeit ist zu unterscheiden das Recht auf Beschäftigung, das erst die Bereitstellung eines Arbeitsplatzes beinhalten würde. Der Staat in der kapitalistischen Moderne unterscheidet sich vom Staat im so genannten Realen Sozialismus, insofern einzig letzterer ökonomisches Subjekt der Gesellschaft zu sein beansprucht.

## 21.

Bekommen Menschenrechte aus der ihnen eigenen Begrenzung heraus sozial-ökonomische Verhältnisse nicht in den Blick, so liegt es nahe, den Grund für die Verletzung der Menschenrechte im ‚Bösen‘ zu verorten. Menschenrechte eignen sich dann als höherer Rechtstitel und unanfechtbare Begründung für Interventionen gegen dieses seiner sozialen Konstitution enthobene Böse. Menschenrechte und Demokratie gelten dann als „Dämme gegen die Selbstzerstörung“ (Krockow 1987). Demut und Dünkel verweben sich. Die vermeintlich von Bescheidwissen herrührende Bescheidenheit, ja nicht ‚überansprüchlich‘ an die Frage der Veränderung von Gesellschaft heranzugehen, immunisiert auch gegen Kritik. Gegenüber der linkstraditionalen Gefahr der Unterschätzung der Menschenrechte „besteht heute allerdings fast die umgekehrte Gefahr. Menschenrechte und Demokratie werden geradezu als Sozialismus-Ersatz entdeckt. Die kapitalistische Weltökonomie wird mehr oder weniger knurrig als Prämisse hingenommen, die ‚realistisch‘ nicht mehr in Frage gestellt werden könne“ (Narr, Roth 1996, 302).

Die Menschenrechte weisen nicht allein das Moment des Schutzes der Menschen auf. Indem sie die Individuen voneinander, vor dem Staat, vor ihrer Intoleranz, vor dem Missbrauch der Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit schützen – all dies erscheint als ineinander übersetzbar –, unterstellen Menschenrechte diese Gefahren und schreiben sie zugleich fest, erscheint doch gestaltungspessimistisch die womöglich gesellschaftsverändernde Bearbeitung der Gefahren als Vertreibung des Teufels durch den totalitären Beelzebub. Die einzige Chance bestehe unter Voraussetzung der Gefahren in ihrer Abmilderung und Minderung. Steven Lukes schreibt in diesem Sinne, „dass die Menschenrechte eine Reihe existenzieller Tatsachen, die *conditio humana* betreffend, voraussetzen, etwa dass die Menschen stets mit der Böswilligkeit und Grausamkeit anderer zu rechnen haben,

## Mehrjahresabo der Streifzüge

Einzelheft 5 Euro

1-Jahres-Abo: 14 Euro

2-Jahres-Abo: 26 Euro

3-Jahres-Abo: 36 Euro

3 Hefte pro Jahr

dass Ressourcen immer knapp sein werden, dass der Mensch den eigenen Interessen und denen seiner Nächsten stets den Vorrang geben wird, dass die Rationalität bei der Verfolgung kollektiver und individueller Ziele immer unvollkommen sein wird und dass niemals eine zwanglose Übereinstimmung hinsichtlich des Lebens und seines Sinns bestehen wird“ (Lukes 1996, 40).

Der Realismus kippt um in eine Festschreibung der beklagten Tatsachen, er verzehrt seine Energie in der Kritik an den ‚Illusionen‘ jener, die diese Zustände vermeintlich nicht ‚wahrhaben‘ mögen, da sie sich mit ihnen nicht ‚abfinden‘ wollen. Die demokratischen Verfassungen erscheinen als „Ketten, die sich die Menschen in gesunden Augenblicken selbst anlegen, damit sie in Tagen der Raserei nicht von eigener Hand sterben“ (John Potter Stockton in Debatten über das Ku-Klux-Klan-Gesetz von 1871, zitiert nach Shute, Hurley 1996, 220). Unterstellt ist also eine recht labile geistig-moralische Konstitution, an der (und an deren sozialen konstitutiven Kontexten) nun selbst nicht gearbeitet wird, sondern die vielmehr vorauszusetzen ist und gegen die man sich mit Notmaßnahmen zu schützen hat. Das Bekenntnis zur Schwachheit, Endlichkeit und Unvollkommenheit der Menschen setzt sich nicht ins Verhältnis zur Erinnerung an die jeder Selbstvergesellschaftung entgegengesetzten Effekte der Dogmen von Sündenfall und Erbsünde.<sup>8</sup> Der Gestaltungspessimismus verwickelt sich in den Widerspruch, das Bestehende gegen utopische Überforderungen zu verteidigen, dabei aber Argumente aufzubieten aus dem Umkreis einer pessimistischen Anthropologie oder einer skeptischen Geisteshaltung. „An die Freiheitsfähigkeit der Menschen wird immer weniger geglaubt“ (Finckh u.a. 1997, 139). So wird im ‚Grundrechtebericht‘ ein der Beachtung der Menschenrechte abträgliches Moment genannt, ohne zugleich zu thematisieren, dass dieser die ‚menschliche Schwäche‘ betreffende Vorbehalt zum Motivgrund der Menschenrechte (oder zumindest vieler ihrer Verfechter) zu gehören scheint.

## 22.

Das demokratische Selbstverständnis dichtet sich gegen die Vergegenwärtigung der gesellschaftlichen Konstitution der Demokratie ab – auch durch die Achsendrehung um sich und die Urteilung in sich.<sup>9</sup> Demokratische Ideale und herbe

‚Einsichten‘ in die schwache Menschenatur (s. Abschnitt 12 und 20) bilden einen Dualismus, in dem das Bewusstsein sich endlos hin- und herbewegen kann, seinen Auslauf findet (dis-cursio) und viel Energie und Aufmerksamkeit absorbiert. Gleiches gilt für andere interne Parteiungen (zwischen Republikanismus und Liberalismus oder zwischen sozialen Belangen, individuellen Freiheiten und christlichem Menschenbild).

### Anmerkungen

- 1 Zum politischen Utopismus beim legitimen Unterfangen, im Bestehenden die Momente seiner Überwindung vorzufinden, gehören Äußerungen von Marx und Engels, die die Demokratie (speziell das allgemeine Wahlrecht) in einen Gegensatz zum Kapitalismus setzen (vgl. MEW 7, 43; 7, 520; MEW 18, 122; MEW 19, 238). Sie nehmen die Einsicht in die Grenzen der Demokratie wieder zurück und bereiten damit jenen ‚Revisio-nismus‘ vor, dessen „wesentlicher Kern“ lautet: „Während bei Marx die moderne soziale Ungleichheit oder die kapitalistische Ausbeutung gleichzeitig mit der vollen Entwicklung der juristisch-politischen Gleichheit auftritt, wird dagegen hier die juristisch-politische Gleichheit (und also auch der moderne repräsentative Staat) zum Hebel für die Aufhebung und fortschreitende Schlichtung der realen Unterschiede“ (Coletti 1971, 59).
- 2 Die demokratische Ideologie „versteht das Bewusstsein im Grunde als ein Lichtlein, das in jedem Menschen gleich brennt, im Kranken wie im Gesunden, im Geplagten wie in demjenigen, dessen Bedürfnisse harmonisch befriedigt werden. Aber wer sonst kann mit dieser Gerechtigkeit der Vorsehung in jedem Menschen ein solches Lichtlein entzündet haben, wenn nicht ein unbestimmter Lebensspender, irgendein Gott? ... Darin unterscheidet sie (die demokratische Ideologie – Verf.) sich kaum von der katholischen Religion, die den Menschen einen ‚freien Willen‘ unterstellt, von dessen Gebrauch Heil und Verdammung im Jenseits abhängen“ (NN 1922). S. a. MEW 1, 360.
- 3 Es fehlt hier der Platz, zu diskutieren, inwiefern die von sozialen Bewegungen praktizierten Kritiken an KKW, Gentechnik, an Nahrungsmittelindustrie (foodwatch) u. a. einen Beitrag dazu leisten, die Scheidung zwischen politisch öffentlicher Gestaltung und den der öffentlichen Gestaltung weitgehend verschlossenen Sphären von Wirtschaft, Technik und Forschung infrage zu stellen – und damit auch die scheinbare Neutralität der Produktivkräfte (vgl. hoffnungsvoll dazu das letzte Kapitel von Beck 1986) – und

Verbindungen von Arbeitenden, Konsumenten sowie den von Arbeit und Konsum mittelbar Betroffenen entstehen zu lassen, die sich von der sozialen Synthesis via Markt, Kapital, Staat und (dem neuerdings als ‚Netzwerk‘ schöngeredeten) Filz unterscheiden (vgl. Creydt 2006, 653-55).

- 4 „Den Politiker zeichnet aus, dass er die Erfolgsgewissheit nicht auf einen Problembereich beschränkt (wie der Kaufmann, Kapitän oder Architekt – Verf.) und dass er sich selbst als personifizierte Garantie für Problemlösungen überhaupt empfiehlt. Er wirbt um Vertrauen in eine Person, die dafür bürgen soll, dass Lebenslagen insgesamt gemeistert werden können. Spezielle Kompetenz hat für den Politiker nur exemplarischen Charakter. Sein Pathos liegt in der Zuständigkeit für die Gesamtsituation“ (Gerhardt 1990, 298).
- 5 „Der Vorschlag zur Verschärfung einer gesetzlichen Strafandrohung diene gar nicht einer kausalanalytisch kalkulierten Gefahrenabwehr mit instrumentell dafür geeigneten strafgesetzlichen Mitteln. Der einzig wirksame Instrumentalismus solcher Politik war die Errichtung eines Symbols, welches sichtbar macht, man nehme, wie die übergroße Mehrheit der beunruhigten Bürger, die manifeste Gefahr wahr, nehme sie an und handle entsprechend“ (ebd., 155).
- 6 Die Wahl ist „einerseits wesentlicher Bestandteil eines institutionellen Rahmens, der Schutz gegen einen übermäßig ‚repressiven‘ Staat bietet; andererseits gewährt sie diesem gleichzeitig Schutz gegen übermäßig ‚expressive‘ Bürger. Bislang hat die Demokratietheorie lediglich den ersten Gesichtspunkt – den Nutzen der Wahl – berücksichtigt“ (Hirschman 1984, 117). Hirschman sieht die politische Apathie mitbegründet in der „verwässerten Form politischer Beteiligung“ (ebd., 118).
- 7 Der gelehrte Verwaltungsjurist Luhmann (1969) hat mit satter Freude an den der Demokratie eigenen Verfahren herausgearbeitet, wie in ihnen Anliegen ‚von unten‘ aufzulaufen und zermahlen werden.
- 8 Auch eine ‚pessimistische Anthropologie‘ ist nicht immun gegen autoritäre Latenzen. 1931 schreibt Plessner, der 1933 die Hochschule und das Land verlassen musste: „Die Mehrzahl der Menschen bleibt unbewusst und soll es bleiben, nur so dient sie.“
- 9 „Eine Partei bewährt sich erst dadurch als die siegende, dass sie in zwei Parteien zerfällt; denn darin zeigt sie das Prinzip, das sie bekämpfte, an ihr selbst zu besitzen und hiermit die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat. Das Interesse, das sich zwischen ihr und der anderen teilte, fällt nun ganz in sie und vergisst der anderen, weil es in ihr selbst den Gegensatz findet, der es beschäftigt“ (Hegel 3, 425).

# Same Procedure as every Year?

von Ernst Lohoff

2007 jagte der Dax noch von einem Allzeithoch zum nächsten. Inzwischen haben die Auswirkungen der US-Immobilienkrise die Frankfurter Börse erreicht. Der Dax verzeichnete den höchsten Tagesverlust seit der Asien-Krise von 1998. Die Turbulenzen waren absehbar, und die Reaktionen sind es auch. Bundesminister Michael Glos (CSU) übt sich im Gesundbeten. Die Auswirkungen der US-Hypothekenkrise auf die deutschen Banken seien gering, und Deutschland befinde sich insgesamt auf einem guten Weg. Die Weltgeldemittentin, die US-Notenbank, tut, was sie immer tut, wenn sich massenhaft fiktives Kapital in Rauch auflöst und Bankrotte anstehen: Sie versorgt die Junkie-Finanzmärkte mit neuem Stoff, indem sie durch das Senken der Leitzinsen zusätzliche „Liquidität schöpft“. So beruhigt sich die Lage erst einmal.

Anlageberater reden von „überfälligen Marktkorrekturen“ und dass die Kursverluste eine besonders günstige Gelegenheit zum Einstieg böten. Nicht zuletzt sind solche Crashes aber auch Zeiten verschärfter Kritik am Finanzmarktregime. Die *Zeit* leitartikelt von der „Schuld der Banken“. Die Politiker sollen diese „künftig an die Kandare“ nehmen. Nicht noch einmal sollen „Steuerzahler und Sparer“ für das Versagen der Banken „bluten müssen“. Merkel und Sarkozy wollen „die bislang völlig unkontrollierten Hedgefonds ins Visier“ nehmen. Frankreichs Finanzministerin Lagarde interpretiert als Anlageberaterin und Bankenkritikerin zugleich die von der Immobilienkrise ausgelöste „Reinigung“ des US-Finanzmarktes als „Gesundung“ der Weltwirtschaft.

Wirklichkeitsfremder geht es kaum. Zunächst einmal wird der „Korrekturbedarf“ auf groteske Weise unterschätzt. Mittel- und langfristig gesehen wuchs das internationale Finanzkapital bis zum Ende 1970er Jahre etwa im gleichen Maße wie die Bruttosozialprodukte der Staaten. Dagegen übertrafen die Kurssteigerungen das Wachstum der BSPe von den „Reaganomics“ der 80er bis heute trotz wiederholter Einbrüche um den Faktor 5. Nach klassischen Kriterien müssten also rund vier Fünftel des globalen Finanzkapitals vernichtet werden, um das Gleichgewicht zwischen Finanzüber-

bau und „Realwirtschaft“ wieder herzustellen. Und das zudem unter einer irrealen Bedingung: Die Entwertung müsste für die Realwirtschaft folgenlos bleiben.

Hier liegt der Kern des Problems. Die Vorstellung, dass die Last des Finanzüberbaus und dessen Kapriolen die Weltwirtschaft an einem „gesunden“ Wachstum hindern, stellt den realen Zusammenhang auf den Kopf. Ohne die angebliche Last würde das kapitalistische System gar nicht funktionieren. Unter den Bedingungen der mikroelektronischen Revolution kann es keine selbsttragenden Akkumulationsschübe mehr geben, sondern prinzipiell nur „ungesundes“, von der Dynamik des fiktiven Kapitals getriebenes Wachstum. Soll die Weltwirtschaft nicht zusammenbrechen, muss nach dem Platzen einer Blase eine noch größere geschaffen werden.

Die praktische Politik trägt dem Rechnung. Die Wirtschaftspolitiker aller Länder fordern einerseits, die Transparenz an den Finanzmärkten zu verbessern, und fördern andererseits das Verstecken fauler Kredite. Nach der gleichen Logik senkt die amerikanische Notenbank die Zinsen. Es gilt, die Wertberichtigungen solange zu verhindern, bis die Verluste gegenüber neuen fiktiven Gewinnen nicht mehr so ins Gewicht fallen. Genau auf diesem Weg wurde vor ein paar Jahren der Niedergang der New Economy „bewältigt“.

Same procedure as every year? Nicht unbedingt. Ein zentraler Unsicherheitsfaktor liegt im weiteren Schicksal des Dollars. Seit den 80ern fiel die globale fiktive Kapitalschöpfung mit der exzessiven Verschuldung der USA zusammen. Die transnational agierenden Finanzinvestoren rechneten sich reich, indem sie gigantische Mengen von Geldkapital an sich zogen, zusätzlich wirkte der defizitfinanzierte US-Konsum als permanentes globales Konjunkturprogramm. 2007 importierten die USA 800 Milliarden Dollar, d.h. 60 Prozent der „globalen Nettoersparnisse“.

Die Schlüsselfunktion, die den USA bei der Produktion von Finanzmarktblasen zukommt, ist an ihre Rolle als Weltgeldemittent gebunden. Nur dieser kann Defizite „decken“, indem er „sein Geld“

einem expandierenden und daher aufnahmefähigen Finanzüberbau zur Verfügung stellt. Die Weltgeldfunktion des Dollars ist allerdings gerade als Folge der exzessiven Verschuldung (allein zwischen 1991 und 2006 stieg die US-Auslandsverschuldung von 0,5 auf über 2,1 Billionen Dollar) hochgradig prekär geworden. Bis zum Ende des Booms der New Economy folgte der Dollarkurs im Wesentlichen den Zyklen des fiktiven Kapitals. Hausses stärkten den Dollar, in Abschwungphasen gab er wieder nach.

Beim gerade zu Ende gehenden Weltwirtschaftsboom ist dieser Mechanismus außer Kraft gesetzt. Bereits zu Beginn der Krise steht der Dollar im Verhältnis zur zweitwichtigsten Weltwährung, dem Euro, so schlecht wie nie. Gerade die neuen global-political players, insbesondere die chinesische Sonderzonenwirtschaft, aber auch die russische Rohstoff-Renten-Ökonomie haben in den vergangenen Jahren in großem Umfang Dollarguthaben angesammelt und stehen vor einem Dilemma. Entweder müssen sie weiter massenhaft US-amerikanisches Schwundgeld annehmen, oder das schon aufgehäufte verliert noch einmal rasant an Wert. Bis vor wenigen Jahren ließ sich die internationale Geldpolitik noch zwischen New York, Frankfurt und Tokio austarieren. Mittlerweile reden auch Moskau und Peking mit. Das erleichtert das weltkapitalistische Kollektivprojekt der Krisenvertagung nicht gerade.

Das gilt umso mehr, als die Wiederkehr eines längst vergessen geglaubten Phänomens alles entscheidend kompliziert: die globale Inflation. Die Krise des Fordismus in den 70ern hatte nicht nur die Wachstumsziffern sinken lassen, sondern auch die Entwertung des Geldmediums beschleunigt. In den OECD-Staaten lag die jährliche Inflationsrate um zehn Prozent. Das Entstehen enormer Mengen fiktiven Kapitals seit den 80ern trieb nicht nur die Wachstumsziffern wieder hoch, sondern löste auch für ein Vierteljahrhundert das Problem der Geldwertstabilität. Damit könnte es ohne neuer Blase vorbei sein. Seit zwei Jahren ziehen die Preise an und Gold wurde 2007 zu seit Jahrzehnten nicht mehr erreichten Preisen gehandelt – das verheißt nichts Gutes.

# „Gegen Börsenungeziefer“

SPONTANE EMPÖRUNG, VERNICHTUNGSSEHNSUCHT UND REFLEXION – ANMERKUNGEN ZU EINER DEBATTE IN DER GEWERKSCHAFT VER.DI

von Lothar Galow-Bergemann



Das oben stehende Bild entstand im Mai 2007 in München während des Streiks bei Telekom: Da geht es gegen die üblichen Zumutungen, die der Kapitalismus so zu bieten hat: Stellenabbau, Lohnkürzung, Arbeitszeitverlängerung. Streikteilnehmer haben ein Transparent gemalt, darauf sind zu sehen: eine Heuschrecke, die sich an Aktien satt frisst, eine große Hand, die den Schädling aus einer Spraydose (beschriftet mit „ver.di“ und „extra sozialverträglich“) mit Gas besprüht, darunter der Schriftzug „Gegen Börsenungeziefer“: Die starke Hand des starken Manns macht Schluss mit dem Volksschädling an den Börsen, und zwar, wie um auch den letzten Verdacht auszuräumen, es könne doch nicht „darum“ gehen, mit Gas! Extra sozialverträglich auch noch, die „Volksgemeinschaft“ lässt grüßen.

Den Kollegen, die dieses Transparent durch die Stadt trugen, war, so ist zu unterstellen, gar nicht bewusst, was sie da gemalt hatten. Sie wollten sich doch nur gegen die Zumutungen wehren. Aber tief im Innern der Erniedrigten, Verlassenen und Verächtlichen schlummern Ressentiment und Vernichtungswunsch. Im spontanen Aufbegehren des Warenspektrals gegen die Zustände, die ihm das Menschsein verwehren, kauert das Pogrom. Wenn überhaupt, so ist dem nur durch Kritik und Reflexion beizukommen.

Die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di gab im Oktober 2007 eine Broschüre heraus, in der es von Heuschrecken wimmelt: „Finanzkapitalismus. Geldgier in Reinkul-

tur!“ (<http://wipo.verdi.de/broschueren/finanzkapitalismus/data/finanzkapitalismus.pdf>) Das Heft richtet sich an Multiplikatoren in Betriebsräten und Vertrauensleutekörpern und soll über die Hintergründe der neuesten Entwicklungen in der Finanzsphäre aufzuklären, insbesondere über Hedge- und Private-Equity-Fonds. Es kann sich die Vorgänge nur als Ergebnis von Machenschaften erklären und arbeitet deswegen nicht zufällig extensiv mit der Heuschreckenmetapher: Ein sich im Unendlichen verlierender Insektenschwarm weckt Assoziationen an das Bild der „anschwellenden Flut“, die sich über „uns“ ergießt. Willige Helfershelfer, unschwer erkennbar als Mitglieder der Bundesregierung, rollen den Roten Teppich aus – da drängt etwas Fremdes und Bedrohliches in „unser Land“ herein und einige verräterische Kollaborateure erleichtern ihm sein Vorhaben. Heuschrecken – um jedes Missverständnis zu verhindern, mit Brille, Anzug und Krawatte – rasen von Haien eskortiert übers Meer auf „unser Land“ zu. Und wieder machen es ihnen Verräter leicht: Sie zerstören den schützenden Deich, schon ergießt sich die Flut, auf die friedlich vor sich hin qualmende, ehrlich und ahnungslos arbeitende Fabrik zu. Gierige Menschen und Heuschrecken saugen Fabriken und Wohngebäude aus usw. usf.

Böse Absicht zu unterstellen, wäre in beiden Fällen falsch und unfair. Aber es gibt einen Zusammenhang zwischen solcher

Kapitalismuskritik und Ressentiment, mit dem mensch sich dringend auseinanderzusetzen hat. Unter dem Titel „Mensch, denk weiter! ‚Heuschrecken‘ sind keine Erklärung“ hat deshalb eine Gruppe von GewerkschafterInnen beim ver.di-Bezirk Stuttgart eine kritische Stellungnahme zur Broschüre herausgegeben (erhältlich bei [baerbel.illi@ver.di.de](mailto:baerbel.illi@ver.di.de)). Es gab daraufhin erstaunlich viel positive Resonanz, eine relativ breite Diskussion innerhalb ver.di und darüber hinaus entwickelte sich und hält weiter an (ein kleiner Einblick bei Labournet: <http://www.labournet.de/diskussion/gewerkschaft/real/insekten.html>). Dort meldeten sich nach anfänglichem Schweigen auch die VerfasserInnen der Broschüre vom Bereich Wirtschaftspolitik beim ver.di-Bundesvorstand zu Wort. Auf deren Stellungnahme bezieht sich der folgende Brief.

## Entgegnung auf die Stellungnahme der KollegInnen des Bereichs Wirtschaftspolitik beim ver.di Bundesvorstand

Liebe KollegInnen, die Kritik der Finanzkapital AG beim ver.di-Bezirk Stuttgart an der „ver.di-Heuschreckenbroschüre“ ist auf erfreulich große Resonanz gestoßen. Wir haben – besonders innerhalb von ver.di – weit mehr an Zustimmung erfahren, als wir uns das vorher vorstellen konnten. Wir werden zu Interviews gebeten und zu Diskussionsveranstaltungen eingeladen.

Es ist gut, dass sich jetzt auch die VerfasserInnen der Broschüre der öffentlichen Diskussion stellen.

Ich verstehe Ihre Stellungnahme als Beitrag zu einer dringend notwendigen Diskussion, die in- und außerhalb der Gewerkschaften geführt werden muss und möchte im Folgenden einige Punkte benennen, um die sich die weitere Diskussion aus meiner Sicht drehen sollte.

Es ist, das sei vorweg betont, *kein Streitpunkt* zwischen uns, dass es dringend nötig ist, sich mit den neuen Phänomenen zu befassen und gewerkschaftliche Gegenstrategien zu entwickeln. Ich bin der Meinung, dass bisher noch niemand

## 2000 Zeichen

abwärts

## Studentische Prostitution

Kein Patriarchat ohne Käuflichkeit von Sex. Traditionell ist Prostitution eher ein Job für Unterschichten. Besser gestellte Frauen konnten und können sich für Trauschein und Anteil am Vermögen verkaufen – und damit den traurigen Stoff für romantische Märchen aus Hollywood weben. Mit der Ausdehnung des Marktprinzips schreitet aber die „Proletarisierung“ voran – auch beim Verkauf des Intimsten.

Dem Markt Platz geschaffen hat der Staat: Seit der Einführung von Studiengebühren und der Kappung sozialer Leistungen fühlen sich auch viele Studentinnen zur Sexarbeit animiert. Die Kunden sind meist zumindest finanziell potente „Männer in den besten Jahren“, die früher einmal solche Mädchen geheiratet oder als geheime Geliebte ausgehalten haben.

Die „Reform“ der staatlichen Unterstützung im Bildungsbereich führt zu einem Boom der Begleitservices, die die Bedürfnisse dieser Herren viel konsumentengerechter befrie-

digen. Ein schöner Abend mit einer hübschen Jungen, anregende Gespräche, Massage, Sex – das gibt's ohne Verpflichtung, ohne Komplikationen und Vertuscherei.

Die wachsende Konkurrenz sorgt für wohlfeile Preise. – Die französische Studentengewerkschaft SUD hat im Jahr 2006 geschätzt, dass sich von den insgesamt 2,2 Millionen Studenten und Studentinnen etwa 40.000 prostituieren, die Polizei geht immerhin von bis zu 20.000 aus. Und eine Studie der Universität im englischen Kingston ist zum Ergebnis gekommen, dass zwischen 2000 und 2006 die Zahl der Studenten, die mit Prostitution oder Jobs in der Sexindustrie ihre Studiengebühren finanzieren, um 50 Prozent gestiegen ist.

Und was sagt die akademische Wissenschaft dazu? – „Dass viele Escort-Ladys über ein hohes Bildungsniveau verfügen, sei übrigens von Vorteil, findet Psychologin Spreu. „Möglicherweise haben die Damen so ein höheres Bewusstsein für ihr selbstgewähltes Rollenspiel.“ (Unispiegel) – Na dann!  
M.Sch.

die Bedeutung dieser komplexen Vorgänge in seiner ganzen Tiefe erfasst hat und nehme selbstredend auch mich selbst nicht davon aus. Die Herausgabe einer Broschüre, die sich mit den neuesten Krisenerscheinungen des Kapitalismus befasst, wäre auch trotz noch vorhandener Erkenntnislücken prinzipiell richtig und wichtig gewesen. Dass die Position der KritikerInnen darauf hinauslief, man solle am besten zu dem ganzen Thema schweigen, so wie es die VerfasserInnen der Broschüre suggerieren, ist nun wirklich falsch. Die Frage ist nicht das Ob, sondern das Wie.

Debattieren sollten wir über die positive Bezugnahme der Broschüre auf das nationale Kollektiv. Das gewerkschaftliche Wir kann nur „Wir Lohnabhängige“ und nicht „Wir Deutsche“ heißen. Das letztere „Wir“ zieht sich aber durch die ganze Broschüre. Gerade auch durch die Karikaturen, zu deren Kritik sich die VerfasserInnen übrigens erstaunlich wenig äußern. Dass ein Staatsbesuch nicht automatisch bedrohlich wirken muss, ist richtig, aber wir haben die Broschüre ja gerade dafür kritisiert, dass sie ihn als etwas Bedrohliches darstellt; immer wieder vermittelt sie in Wort und Bild, dass da etwas

Fremdes und Bedrohliches „in unser Land“ hineindrängt.

Diskutieren sollten wir das Verhältnis von „Standort Deutschland“ und „internationaler Solidarität der Lohnabhängigen“. So richtig der Hinweis ist, dass die Lohnentwicklung der letzten Jahre in Deutschland negative Auswirkungen auch auf Menschen in anderen Ländern hat, so richtig bleibt, wie die VerfasserInnen ja selbst konzedieren, dass „Deutschland insgesamt“, also auch seine Arbeitnehmer, zu den Gewinnern der Globalisierung zählt. Es wäre also u.a. nicht nur darüber zu reden, ob eine keynesianistische Regulation überhaupt wieder greifen kann, sondern auch darüber, ob sie als eine Art „National-Keynesianismus“ nicht nur denkbar, sondern überhaupt wünschenswert sein kann.

Diskutieren sollten wir darüber, ob der Kapitalismus gegenwärtig eine neue Qualität annimmt. Das tut er unbestreitbar. Übrigens macht er fortlaufend und von Beginn seiner Existenz an immer wieder neue Erscheinungs- und Entwicklungsstufen durch. Das Kapital ist ein höchst dynamisches gesellschaftliches Verhältnis, das niemals in seiner Entwicklung stehen bleibt.

Bevor wir also die Frage aller Fragen stellen, nämlich wie wir uns als Gewerkschaften mit den neuen Prozessen auseinandersetzen sollten, wäre zunächst zu fragen, welcher Art die gegenwärtigen Veränderungen sind, welche Ursachen sie haben und ob der Kapitalismus dadurch seinen Charakter verändert.

Ich beginne mit dem letzten Punkt. Bei aller Veränderung behält der Kapitalismus von Beginn an sein Wesen, seine grundlegende Konstruktion bei. Er bleibt immer ein warenproduzierendes, wert-gesteuertes System, das sich jedem konkreten Inhalt gegenüber – seien es die Güter des alltäglichen Bedarfs, Produktionsanlagen, Wissenschaften, Moralvorstellungen oder schlussendlich die Menschen selbst – vollkommen gleichgültig verhält und buchstäblich alles und jedes allein unter dem Gesichtspunkt seiner Ver„wert“barkeit betrachtet und behandelt. Aus Profit muss mehr Profit werden, aus Geld muss mehr Geld werden, „die Wirtschaft“ muss wachsen, egal, welche Katastrophen (Kriege, Umweltzerstörungen usw.) sie hervorbringt.

Die These von der „mit Hedge- und Private-Equity-Fonds erfolgte(n) Trennung von den konkreten Inhalten der jeweiligen Produktion/Unternehmen“ ist unhaltbar. Nie hat Kapitalismus anders funktioniert als eben so. Die „konkreten Inhalte“ waren dem Kapital schon immer wurscht und einzig und allein unter der Fragestellung interessant: Lässt sich damit Profit machen und zwar genügend hoher Profit?

Dass es vor dem Auftreten von Hedge- und Private-Equity-Fonds darum gegangen sei, Profit mit Unternehmen zu machen und es den Finanzinvestoren im Gegensatz dazu darum gehe, Profit an Unternehmen zu machen, ist ein künstlich aufgemachtes Gegensatzpaar, das es im Kapitalismus schlicht und einfach nicht gibt. Das Ziel des Kapitals ist es, Profit zu machen und zwar den höchst möglichen. Mit was und wem und an was und wem dieser Profit zu realisieren ist, ist für das warenproduzierende System des Kapitalismus schon immer eine völlig untergeordnete Frage von rein instrumentellem Charakter gewesen. Es gibt keine irgendwie geartete metaphysische Verbundenheit des Kapitals mit den Produktionsinhalten oder gar den von ihm vernutzten Menschen. Es gibt kein „besseres Kapital“, dem die Menschen irgendwie nicht egal wären. Auch früher schon sind ganze Betriebe und Belegschaften über die Klinge gesprungen, wenn es denn um des Profits willen sein musste. Auch früher schon sind

massenweise Produktionskapazitäten stillgelegt und zerstört worden, wenn es der Verwertung des Werts und der Realisierung von Höchstprofit dienlich war, bis hin zur Katastrophe der Kriege.

Insofern ist es gerade wichtig, herauszuarbeiten, dass Hedgefonds etc. nichts anderes tun, als die *Prinzipien des Kapitalismus* zu exekutieren; folglich muss es der Kritik darum gehen, gerade an ihrem Beispiel die grundsätzliche Destruktivität der warenproduzierenden Gesellschaft zu veranschaulichen.

Nun sagen die VerfasserInnen, „Kapital“ sei nicht gleich „Kapital“ und „Kapitalismus“ sei nicht gleich „Kapitalismus“ und führen dazu das Beispiel von CEWE Color AG an. Aber dass Einzelkapitale untereinander in erbittertem Konkurrenzkampf stehen, dass sich konkrete Profiterwartungen einzelner Akteure untereinander beißen, dass folglich „das eine“ Kapital aus Sicht der Lohnabhängigen einer Branche oder eines Betriebes durchaus auch mal ein anderes – mehr oder weniger bedrohliches – Bild abgeben und eine andere Rolle spielen kann als „das andere“, was ist daran so überraschend? Warum soll es solche Interessengegensätze und Kämpfe nicht auch zwischen Firmen und Hedgefonds geben? Darüber darf man aber nicht aus dem Auge verlieren, dass das *Gesamtsystem* namens Kapitalismus nach seinen unerbittlichen Prinzipien von Wertverwertung und Profitmaximierung funktioniert und man nicht „das eine“ davon *haben* und „das andere“ davon *nicht haben* kann.

Die VerfasserInnen verweisen auf Keynes verunglücktes Bild von „Unternehmenslust“ und „Spekulationslust“. Aber gerade dieses Bild verschleiert den Blick auf die harte Wirklichkeit des Kapitalismus. Die Erzielung von Höchstprofit ist für das Kapital keine Frage eines „Lustprinzips“, sondern eine auf Leben und Tod. Und es sind gerade die gigantischen Finanzblasen, die die Realproduktion heute noch am Laufen halten. Man kann die Spekulation nicht abschaffen oder „klein halten“, ohne den Kapitalismus selber abschaffen zu wollen.

Denn es gehört ja gerade zu dem wirklich Neuen an der kapitalistischen Entwicklung seit Mitte der 70er Jahre, also seit dem Ende des fordistischen Nachkriegsbooms und dem Beginn der mikroelektronischen Produktivkraftrevolution, dass Kapital mangels rentabler Anlagemöglichkeiten in der so genannten Realproduktion massenhaft in den Finanzsektor ausweicht. Es geht also mitnichten um das Bestreiten der sprunghaft steigenden Rolle der Finanzmärkte, sondern darum, dass diese

Entwicklung nicht *willkürliche* Folge politischer Entscheidungen, sondern *notwendige* Folge der in der Tat tieferliegenden Krise des Fordismus war und ist.

Hedgefonds etc. sind *selbstverständlich* trotz der beschriebenen Grundsätzlichkeiten *neue* Phänomene, die äußerst ernst genommen und untersucht werden müssen. Sie sind gleichzeitig Ergebnis wie Voraussetzung eines globalisierten und elektronisch vernetzten, hochflexiblen und mobilen Kapitalismus, sie entsprechen seinem Drang nach Wertverwertung und Realisierung von Höchstprofit unter den gegenwärtigen Bedingungen am besten und sie sind Ausdruck einer völlig neuen Dimension der Krisenhaftigkeit des Kapitalismus.

Denn während dem Kapital, wie oben betont, die „konkreten Inhalte“ seit jeher prinzipiell wurscht waren, so war es doch die Frage für es, wie weit ihm konkrete Beschränkungen und Hindernisse wurscht sein konnten, also z.B. Dauer und Kosten von Transportwegen und Informationsflüssen oder regionale Verfügbarkeit von (hinreichend qualifizierten) Arbeitskräften. Globalisierung und Mikroelektronisierung machen insofern in hohem Maße den Weg frei dafür, dass der Kapitalismus auf solche und andere „Störfaktoren“ bei der Jagd nach Maximalprofit immer weniger Rücksicht nehmen muss. Sie ermöglichen es dem Kapitalismus also gewissermaßen, mehr denn je „zu sich selbst zu kommen“, die ihm zugrundeliegenden Prinzipien „besser“ denn je auszuleben. Und zwar, wie nur zu offensichtlich, in Form eines globalen Krieges gegen Mensch und Natur. Und gerade dafür ist er anzugreifen – und zwar *als Ganzes*, denn er richtet dies alles auch *als Ganzes* an.

Entscheidend für die Bestimmung einer gewerkschaftlichen Gegenstrategie ist, dass der Kapitalismus heute ohne Phänomene wie Hedge- und Private-Equity-Fonds gar nicht mehr funktionieren könnte. Diese Fonds können beispielsweise in kürzester Zeit die gewaltigen Investitionssummen generieren, die zum Fortgang der kapitalistischen Verwertungsmaschine notwendig sind. Sie tragen – bei entsprechendem Profit, versteht sich – durchaus auch zur „Rettung“ von Unternehmen bei, sie fungieren als (höchst zweifelhafte) „Garanten“ von Pensionsansprüchen usw. Sie verdienen an Krisen und brechen unter Krisen zusammen, ganz so wie das im Kapitalismus üblich ist, siehe die jüngsten, völlig gegensätzlichen Entwicklungen vieler Fonds im Zusammenhang mit der amerikanischen Immobilienkrise.

Diskutieren sollten wir, ob ein Zurück zu einem Kapitalismus ohne Globalisie-

rung, Mikroelektronisierung und Finanzinvestoren möglich ist. Ich denke: Nein. Alle Vorstellungen, wir könnten wieder in die Zeiten des Wirtschaftswunderlandes namens soziale Marktwirtschaft zurückkehren, sind illusionär. Die Liebe zum verbliebenen „Rheinischen Kapitalismus“ – wenn man denn diesen Begriff, der nicht frei von nationaler Symbolik ist, überhaupt verwenden will – trauert einer historischen Sondersituation in Westdeutschland nach, die dem fordistischen Nachkriegsboom unter den Bedingungen der Systemkonkurrenz geschuldet war und gerade mal zwei Jahrzehnte gehalten hat. Notwendig wäre nicht die Beschwörung längst vermoderter Geister, sondern der Nachweis, dass eine solche, im Vergleich zu den heutigen Krisenbedingungen relativ „moderate“ kapitalistische Variante zukünftig gar nicht mehr *möglich* sein kann. Und der gerade auch von dieser Erkenntnis ausgehend einen antikapitalistischen Impetus bezöge.

Wenn die VerfasserInnen also die – vom humanistischen Standpunkt aus natürlich zutiefst negativen – „Verhaltensweisen“ des *Kapitals* einseitig dem *Finanzkapital* zuschreiben, begehen sie einen grundlegenden Fehler in der Kapitalismusanalyse. Er läuft auf die Konstruktion eines „weniger schlimmen“ Kapitals und eines „geldgierigen“ Finanzkapitals hinaus. Natürlich haben die AutorInnen nicht die Begriffe „raffendes“ und „schaffendes“ Kapital benutzt und ich bin auch davon überzeugt, dass sie nicht in solchen Schablonen denken. Das Problem aber ist die *Anschlussfähigkeit* solcher Denkschablonen an eine Art von Kapitalismusanalyse, wie sie von der ver.di-Broschüre – und auch von vielen der von ihr empfohlenen Quellen – vertreten wird, es geht um ihre *mögliche Türöffnerfunktion* für einen ressentimentgeladenen Pseudo-Antikapitalismus.

Denn das ist letztendlich der Kern der Debatte: *Wir brauchen keine Verbreitung eines Anti-Heuschrecken-, sondern die eines Anti-Kapitalismus-Bewusstseins*. So schwierig das nach all den geschichtlichen Erfahrungen ist, so notwendig bleibt es doch. Gerade in der tiefen Krise des warenproduzierenden Systems.

Diskutieren sollten wir, ob man den Charakter der neuesten kapitalistischen Krisenphänomene verstehen kann, wenn man sie als Folge politischer Entscheidungen interpretiert, so wie das die AutorInnen tun, noch dazu von in ihren Augen unnötigen Entscheidungen. Die VerfasserInnen der Broschüre haben, genauso wie die von ihnen empfohlenen AutorInnen, das Problem, nachweisen zu müssen, dass

## 2000 Zeichen

abwärts

Wähl das Licht –  
und bezahl dafür

Immer mehr Dinge des täglichen Lebens werden nur noch denen gewährt, die dafür bezahlen. Ein neuer exemplarischer Fall ist seit kurzem in der 9000-Seelen-Gemeinde Dörentrop im lippischen Bergland (Nordrhein-Westfalen) zu verzeichnen. Seit einiger Zeit wird dort aufgrund von städtischen Finanznöten jeden Abend um 22:30 die Straßenbeleuchtung ausgeschaltet. Doch für solvente Nachtschwärmer tut sich seit kurzem eine neue Möglichkeit für einen beleuchteten Heimweg zu später Stunde auf. Seit Herbst 2007 können Passanten gegen eine Handy-SMS zum Kostenpunkt von 50 Cent pro Straßenzug für 15 Minuten Laternenlicht einkaufen. Der Initiator dieses Konzeptes, seines Zeichens nicht Anbieter sondern Kunde, machte sich Sorgen um seine 17-jährige Tochter, die abends allein mit dem Fahrrad unterwegs ist. Die zuständigen Stadtwerke haben die Idee dankbar aufgegriffen und sich einen hippen Namen für die Bezahlbeleuchtung ausgedacht: „Dial4Light“. Licht „on De-

mand“ sei umweltschonend, denn die Laternen würden nur noch dann brennen, wenn es nötig sei. Das, so möchte man einwenden, träfe allerdings auch dann zu, wenn das Licht kostenfrei abrufbar wäre. Am besten per Knopfdruck, damit man sich auch ohne Handy bedienen könnte. Die Anbieter sind schon dabei, das System bundesweit zu vermarkten. Erste Interessenten haben sich bereits gemeldet. „Dial4Light“ dürfte so manche Gemeinde dazu animieren, ihre Straßenbeleuchtung auszuschalten, um sie anschließend kostenpflichtig wieder anzubieten. Das Ganze ist ein weiteres Beispiel für eine Gesellschaft, in der man zunehmend für jedes noch so geringe Bedürfnis zu zahlen hat. Wer sich das nicht leisten kann, der bekommt eben nichts. Hartz-IV-Empfänger, Armutslohnempfänger und andere Angehörige des Prekariats werden immer häufiger im Dunkeln nach Hause gehen müssen. Das wird so mancher Apologet der Armutsverwaltung ganz praktisch finden. Heißt es doch schon bei Bertold Brecht: „Die im Dunkeln sieht man nicht“.

P.S.

die grundlegenden ökonomischen Entwicklungen seit Mitte der 70er Jahre alle miteinander *unnötig für den Kapitalismus* gewesen sind. Und das auch gleich noch *weltweit*.

Ohne Karl Marx als Säulenheiligen zu behandeln – da ist ja bekanntlich schon genug Unappetitliches geschehen – möchte ich doch sagen, dass mir seine Methode da fundierter erscheint, nämlich den krisenhaften kapitalistischen Verwertungsprozess aus den inneren Notwendigkeiten und Widersprüchen von Warenproduktion und Kapitalbewegung selbst abzuleiten und nicht irgendwelche Politikvarianten oder gar ökonomische Schulen dafür verantwortlich zu machen.

Da liegen auch Flassbeck/Spieker falsch, auf die sich die VerfasserInnen der ver.di-Broschüre berufen. Niemand behauptet, dass die Produktivkraftsteigerung die Ursache dafür ist, dass immer mehr Menschen „überflüssig“ werden. Das Problem ist die kapitalistische Überformung dieses Prozesses. Denn „eigentlich“ wird ja immer weniger Arbeit notwendig. (Was für sich genommen, nebenbei gesagt, eine tolle Sache ist, denn wo steht geschrieben, dass

sich die Menschheit bis ans Ende ihrer Tage mit Lohnarbeit abplagen muss?) Dass aus überflüssiger Arbeit überflüssige Menschen werden, rührt daher, dass das Kapital seine „Lebensenergie“ aus der Vernutzung menschlicher Arbeitskraft bezieht. Diesen Zusammenhang kann keine „politische Rahmenbedingung“ aus der Welt schaffen.

*Keinen Dissens* haben wir in der Frage, dass wir versuchen sollten, dem Profitstreben Grenzen zu setzen. Das ist ja letztendlich das A und O gewerkschaftlicher Arbeit, solange wir den Kapitalismus nicht überwinden, und danach sieht es leider, wie wir alle wissen, derzeit nicht gerade aus. Also bleibt uns gar nichts anderes übrig. Das schließt natürlich auch den Versuch der Einflussnahme auf staatliche Entscheidungen ein, insofern ist es auch völlig okay, wenn wir Forderungen zur Einschränkung der Möglichkeiten von Hedge- und Private-Equity-Fonds stellen.

Dass man bei der Beschreibung der neuen Phänomene, wie die VerfasserInnen behaupten, um die Verwendung der Heuschreckenmetapher gar nicht herumkomme, bestreite ich entschieden. Wieso soll es eine „umständliche Umschreibung“

sein, wie behauptet, wenn man statt „Heuschrecken“ „Hedge- und Private Equity-Fonds“ oder einfach „Finanzinvestoren“ sagt? Eine gute Broschüre hätte die Phänomene beschrieben, sie in den Gesamtprozess der kapitalistischen Krise eingeordnet und in einem extra Kasten erklärt, warum es gerade *falsch* ist, den Begriff der Heuschrecke zu verwenden.

Etwas ratlos stehe ich zugegebenermaßen vor der Tatsache, dass die KollegInnen ganz offensichtlich nicht spüren, welche Gefahr man – gerade in Krisenzeiten – mit der Verwendung der Heuschreckenmetapher heraufbeschwört. Es ist doch nicht so, dass das alles im ideologisch luftleeren Raum stattfindet. 26 Prozent haben bei einer Befragung der Friedrich-Ebert-Stiftung im letzten Jahr der Aussage zugestimmt, „Deutschland brauche eine einzige starke Partei, die die Volksgemeinschaft insgesamt verkörpert.“ Die „Volksgemeinschaft“, wohlgehemmt. Da geht einem Viertel der Leute ein zentraler Begriff der NS-Ideologie problemlos und zustimmend über die Lippen! Spüren die KollegInnen des Bereichs Wirtschaftspolitik nicht, dass sie einer solch gruseligen Stimmung auf gar keinen Fall noch weitere Stichworte liefern dürfen? Ich bin mir sicher, dass sich die teils begeisterten Reaktionen aus der Mitgliedschaft auf die ver.di-Broschüre auch aus reaktionärem und völkischem Bewusstsein speisen, siehe die Untersuchungen über den verbreiteten Rechtsextremismus in den Gewerkschaften.

Auch die IG-Metallführung hat ja leider – vor zwei Jahren – anlässlich ganz ähnlicher Illustrationen in der *metall* auf Kritik mit dem Hinweis reagiert, dass viele Leser begeistert gewesen seien. Ich bin der festen Überzeugung, dass es hier ein entschiedenes Umdenken in den Gewerkschaften – oben wie unten, im ehrenamtlichen wie im hauptamtlichen Bereich – geben muss. Da zieht m.E. auch nicht der Hinweis darauf, dass selbst Wirtschafts-journale und Fondsmanager mit der Metapher spielen. In der Mediengesellschaft verbreiten sich griffige Bilder eben nun mal rasend schnell und beginnen ein Eigenleben. Deswegen sollten gerade die Gewerkschaften mit ihrem Anspruch, für eine bessere Welt zu kämpfen, kritischer als andere damit umgehen.

Aus meiner Sicht bleibt den KritikerInnen der Heuschreckenmetapher nur, immer wieder zu versuchen, Umdenken und Sensibilisierung zu befördern. Umso erfreulicher ist es, dass die Diskussion begonnen hat.

Mit herzlichem Gruß  
Lothar Galow-Bergemann



# Immer erreichbar, aber kaum da

MOBILISIERUNGSTECHNIKEN HANDY UND AUTO

von Beatrix Bener

Innerhalb weniger Jahre etablierte sich das Handy zum selbstverständlichen, kaum mehr wegzudenkenden Gegenstand des Alltags. Viele Menschen, nicht nur schmalschenkelige Hotelierinnen, weichen kaum mehr von der Seite dieses lautgebenden Begleiters (weil: läuten tun ja nur noch die wenigsten Handys). Auch das Auto ist – Benzinpreis hin oder her – für viele Menschen eine mobilmachende Selbstverständlichkeit. Beide Gegenstände verbindet mehr, als man angesichts Größe, Antriebsweise und Nutzungsart annehmen möchte. Zunächst die nahezu libidinösen Bindungen zu diesen Objekten. Jede/r LeserIn kennt wohl aus dem eigenen Bekanntenkreis mehr oder weniger stark ausgeprägte Fälle dieser Form der „Autoerotik“, wie sie sich in Namensgebung, Pflege und geldmäßiger Opferbereitschaft gegenüber dem Fahrzeug ausdrückt. Auch beim Mobiltelefon schlägt sich die intime Beziehung in der Wortwahl nieder: „Ich fühle mich nackt ohne Handy“, „Ich kann ohne Handy nicht leben“, „Wir haben eine lebenslange Beziehung“, „Ich liebe es“, lauteten etwa die Aussagen meiner Interviewpartnerinnen (die ich für meine bislang unveröffentlichte Dissertation erhoben habe). Als ideale Studienorte, um diese innige Bindung zu beobachten, empfehle ich Pausenräume auf Seminaren oder Transitzonen auf Flughäfen. Angesichts mehrstündigen Handy-Entzugs schmiegen sich die BesitzerInnen ganz besonders innig an ihre Apparate.

Weiters verbindet Auto und Handy, dass sie zwar theoretisch, aber praktisch nur selten geteilt werden. Beide stellen individuelle Mobilisierungstechniken dar, Massen-Motorisierung und Massen-Mobilkommunikation. Während das Auto – zumindest von der Idee her – ein Mehrpersonenfahrzeug ist, stellt das Handy einen zutiefst persönlichen Apparat dar. Darin liegt auch der größte Vorteil gegenüber dem an ein Kabel fest- und damit ortsgebundenen Vorgänger, eben in der Ungebundenheit. Man ruft kein Büro, kein Zuhause mehr an, sondern einen einzelnen Menschen. Interimistische Versuche, Handys zwischen Kindern oder mit der Mutter oder zwischen Partnern zu tei-

len, scheitern über kurz oder lang. Auch das Telefon an einen Ort oder eine Funktion zu binden (das „Wochenendhaus-Handy“, das „Wander-Handy“) hat sich nicht bewährt. Das Handy, oder genauer der Mensch, der an ihm hängt, geht ins Netz. Ein Gutteil der raschen Verbreitung des Mobiltelefons zu Beginn dieses Jahrtausends liegt an der Netzwerk-Logik dieses Mediums. So wie das E-Mail wird dieses Medium um so attraktiver, je mehr Menschen es nutzen, und je mehr Menschen es nutzen, desto notwendiger wird es, ein Teil dieser Gemeinschaft zu sein.

Beide Objekte, das Auto wie das Handy, prägten bzw. prägen als Leittechnologie eine bestimmte Ära der kapitalistischen Produktion, den Fordismus und – begrifflich weitaus unschärfer – den Postfordismus. Die Regulationstheoretiker, die diese Termini prägten, beziehen zwar allgemein auf die Kommunikations- und Informationstechnologien, doch ist es das Handy, das durch die Konvergenz der Dienste (Tele- und Videofonie, Rundfunk, Television und Internet) auf dem Weg ist, zum multifunktionellen und weitest verbreiteten Kleinstcomputer zu werden. Der Bezeichnungslogik folgend würde sich für „Postfordismus“ „Gate-sismus“ empfehlen, allerdings sind solche Benennungen technologisch verkürzt, weil sie die für die Regulationstheorie konstitutiven Querverbindungen zu Staat und Lebensweise nicht ausdrücken. Ohne auf die Bibliotheken füllende Rezeption dieser Theorie eingehen zu können, sehe ich den Reiz dieses Ansatzes gerade in der Verknüpfung ökonomisch- technologischer Produktionsweisen mit Formen staatlicher Regulation und deren Rückbindung an die individuelle Lebensweise. (Daher soll das Mobiltelefon weiter unten entlang dieser drei Ebenen analysiert werden, um es als postfordistisches Werkzeug der Alltagsbewältigung vorzustellen.)

Techniksoziologisch betrachtet, greifen Auto und Mobiltelefon ineinander und verstärken einander. Wer viel unterwegs ist, will (oder muss) für andere erreichbar sein, in Kontakt bleiben. Zugleich reduziert die „telematisch vermittelte Nähe“ (Vilém Flusser), die das Telefon ermöglicht, die Isoliertheit der

räumlichen Distanz. Bereits der Philosoph der Beschleunigung, Paul Virilio, thematisierte die Dynamiken zwischen räumlicher und kommunikativer Mobilität. So seien alle großen Verkehrsinnovationen von informationstechnischen Erfindungen begleitet gewesen (Eisenbahn – Telegraph; Flugverkehr – Funktechnologie; Raumfahrts- und Satellitentechnologie). Das Mobiltelefon erweitert diese Möglichkeiten und macht zunehmend Transportwege auch zu Informations- und Arbeitswegen. So nutzen viele Menschen insbesondere das Autofahren für Telefongespräche. Sprach- und Bewegungsfluss gehen harmonisch ineinander über. Und selbst wenn der Verkehr stockt, ein Griff zum Handy verkürzt die Zeit. Nicht nur in dieser Situation fordert das Mobiltelefon regelrecht zu Parallelhandlungen auf, es wird „nebenbei“ gegangen, Baby gesittet, gefahren, geraucht, geputzt, gekocht, gegessen u.v.m.

Indem das Mobiltelefon räumliche Mobilität mit kommunikativer verbindet, fordert es jene „Distanzlosigkeit“ heraus, die jedem/r vertraut ist, der/die öffentliche Verkehrsmittel benutzt. Das Mobiltelefon ist diesbezüglich faszinierend ambivalent, ist gleichermaßen Ent- und Begrenzungsmedium. Es entgrenzt zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen öffentlichem und privatem Raum. Gleichzeitig zieht es neue unsichtbare Grenzen zwischen Menschen, die mitunter dicht aneinander gedrängt aneinander vorbeitreiben wie „kommunikative Inseln“ (Joachim Höflich) im öffentlichen Raum.

Zusätzlich hinterlässt das Mobiltelefon ständig Datenspuren. Wie sich Handynutzer im öffentlichen Raum bewegen, welche Gebiete eine intensive und welche eher eine niedrige Handydichte aufweisen, dokumentieren Bewegungsprotokolle. Diese Informationen stellen die Grundlage, um „neue“ Stadtpläne zu entwerfen: Über LBS (Location Based Systems) bieten Mobilfunkunternehmen ortsspezifische Mehrwertinformationen (wo ist die nächste Tankstelle?) an, mobile Werbung wird darauf basierend entwickelt, ja es lassen sich damit sogar „Freunde finden“: Um den „Friend Finder“ zu nutzen, legt man zuvor ein per-

sönliches Partner-Profil an, damit einer/m dann per SMS mitgeteilt werden kann, wenn die passende Person vorbeigeht.

### Das Handy – ein postfordistisches Arbeitswerkzeug

Drei Faktoren halte ich für ausschlaggebend für die Relevanz des Handys im Postfordismus: die Zunahme individueller räumlicher Mobilität, erhöhte Flexibilitätsanforderungen sowie der steigende Anteil an so genannter informatisierter Arbeit. Signifikant für den Postfordismus, gegenüber dem Fordismus als hierarchisch organisiertem Industriemodell, ist die Bedeutung von Wissen (und Information) bei der Produktion von Gütern und Dienstleistungen, was von den Arbeitenden ein erhöhtes Ausmaß an Selbststeuerungskapazität und innovativer Flexibilität verlangt. Flexibilisierung erfolgt dabei auf folgenden Ebenen:

■ Zunächst auf der *Ebene der Produktion*, über Managementansätze z.B. der „flexiblen Spezialisierung“ und des Outsourcing.

Nahezu simultane Informationsübermittlung ist eine Voraussetzung für die Durchführung globaler Finanztransaktionen ebenso wie für die operative Organisation international agierender Unternehmen. Produktions-, Administrations- und Distributionseinheiten sind auf mehreren globalen Standorten verteilt, die über die Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) verbunden sind. Der Blackberry (ein Handy, das sich speziell für das Abrufen und Verfassen von E-Mails eignet) verknüpft jene globalisierte Informationselite, die stets auf der Suche nach lukrativen Firmenfusionen unterwegs ist, um klischeegerecht jederzeit Anrufe entgegennehmen und tätigen zu können. Kaufen – oder nicht kaufen? (Aktien, natürlich). Über alle Zeitzonen hinweg ermöglichen die IKT internationalen Teams die Zusammenarbeit zu können, auch wenn man schon mal bis 2:00 wach bleiben muss, um mit der Kollegin in Übersee zu telefonieren.

Um Lagerplatz sparende Prinzipien wie „Production on demand“ und „Just in Time“-Zustellungen realisieren zu können, kommt der Transportlogistik eine zentrale Rolle zu. Das Handy – in Kombination mit Ortungsdiensten wie GPS – steigert die Effizienz der Routenplanung (z.B. Stauumfahrungen per Knopfdruck) und bringt damit Schwerverkehr selbst in entlegenste Gebiete, zugleich erhöht es

die Möglichkeit zur Leistungskontrolle der FahrerInnen.

■ Weiters wird auf der *Ebene der Arbeitsorganisation* flexibilisiert, in Bezug auf Arbeitsformen (Leih- und Projektarbeit, neue Selbstständige) und -zeiten (Teilzeit u.a.).

Man arbeitet zielvorgabenorientiert und teamgesteuert. Das Arbeitssubjekt steht im Mittelpunkt dieser selbstgesteuerten Arbeitsorganisation, Kontrollfunktionen übernimmt bisweilen der Gruppendruck zu „Teamfähigkeit“ selbst. Die Forderung nach Selbständigkeit und Flexibilität spiegeln Stelleninsetrate mit schillernden Begriffen: Eigeninitiative, selbstorganisiertes, selbständiges und eigenverantwortliches Arbeiten, Lösungskompetenz etc. Das Mobiltelefon begünstigt Parallelhandlungen (Multitasking), um durch die Mehrfachbelegung der Zeit die eigene (Arbeits-)Effizienz zu steigern.

Eine neue, digitale „Bohème“ bevölkert die Kaffee- und Gasthäuser, eine digitale. Sales- und andere Consultants und viele aus den Creative Industries. Sie belagern öffentliche Plätze (kein Platz mit WLAN-Funkanbindung ist mehr vor ihnen sicher), via Laptop und Mobiltelefon lässt sich fast überall arbeiten. Mit Beschwerden ist hin und wieder zu rechnen: „Das hier ist nicht ihr Büro!“, O-Ton eines entnervten Mitreisenden im Zugabteil.

Die prekäre Variante des mobilen Arbeiters ist der „Promoter“, ein Mensch, der nahezu alles bewirbt, vom Internet-Anschluss bis zur Greenpeace-Mitgliedschaft, besonders zahlreich auf Messen, Events und Einkaufsstrassen anzutreffen. Um diese Arbeitseinsätze je nach „Kaufandrang“ mobil zu koordinieren, ist ein Handy nahezu unerlässlich. Deshalb bekommt man bei diesen schlecht bezahlten McJobs bereits nach einigen Einsätzen eines „gratis“.

Die Zunahme atypischer Beschäftigungsformen und zusammengestoppelter Berufsbiographien erhöht die Notwendigkeit, eigene berufliche Netzwerke zu knüpfen. Dies fördern nicht nur Internet-Plattformen wie XING, sondern indirekt auch das Handy: nichts einfacher, als sich während einer Wartepause wieder einmal bei ExkollegInnen zu melden, oder zumindest zu Silvester ein SMS- zu schicken – Hauptsache man ist als Kontakt gespeichert und bleibt in Kontakt. Klüngeln durch Klüngeln sozusagen.

Weiters fungiert das Mobiltelefon als Instrument des Selbstmanagements. Di-

verse Organizer- und Erinnerungs-Funktionen am Handy unterstützen das individuelle Zeitmanagement. Aber es kommt auch als „Taschen-Therapeut“ zum Einsatz. Alle der zwanzig von mir befragten Personen meinten, sowohl in emotional belasteten als auch in erfreulichen Situationen den Kontakt zu nahestehenden Menschen zu suchen. Es tut ganz einfach gut, darüber zu reden. Am Handy, wie sonst?

■ Und drittens schließlich geschieht Flexibilisierung auch auf der *Ebene der Reproduktion*, verstanden als die Gestaltung privater Lebenszusammenhänge (hier reduziert auf das heterosexuelle Modell mit Kindern dargestellt).

Der Wechsel vom Fordismus hin zum Postfordismus begleitet, idealtypisch gesprochen, begleitet die Ablöse des männlichen Alleinverdienermodells durch das DoppelverdienerInnenmodell. Das Handy leistet in der Organisation der Kinderbetreuung nicht nur einen erheblichen Beitrag, sondern wird zur „elektronischen Nabelschnur“, mit widersprüchlichen Auswirkungen: Dank dem Handy wird Kindern früher mehr Selbständigkeit und Mobilität eingeräumt, weil man ja im Notfall immer erreichbar ist. Für den Mobilfunkforscher James E. Katz untergräbt dies die elterliche Autorität, weil Vereinbarungen immer weniger verbindlich würden, und es schwäche das Selbstbewusstsein der Kinder, weil sie, statt Probleme selbst zu lösen, die Eltern anrufen würden.



Alle diese Beispiele zeigen, wie das Mobiltelefon auf den genannten Ebenen die Beweglichkeit der Lebens- und Arbeitsverhältnisse reflektiert und gleichzeitig vorantreibt. Die Anstrengung und Dichte der Arbeit steigt immens, die Zeitersparnis, ist bestenfalls „gefühlte“. Denn zur „Mobilitätsspirale“ kommt eine Kommunikationsspirale: Die Automotorisierung ermöglicht zwar, immer weitere Strecken immer schneller zurückzulegen, weil aber die Distanzen immer länger werden, bleibt der Zeitaufwand derselbe. In gleicher Weise wird, je mehr Kommunikationskanäle es gibt (E-Mail, Chat, Face2Face-Gespräche, Fest- und Mobiltelefon, Skype), die vom Individuum fordern, die eigene Erreichbarkeit effizient zu organisieren, der Zeitaufwand für das persönliche Kommunikations-Management desto größer.

# ... aber noch eigentlich warst du ein teuflischer Mensch!

KAFKA – 2. TEIL

von Eske Bockelmann

Ein Vater spielt die zentrale Rolle in der Geschichte *Das Urteil*, dies Urteil nämlich wird von einem Vater gesprochen. Er lässt es ergehen gegen seinen Sohn Georg Bendemann, einen jungen Kaufmann, mit dem er sein Geschäft schon längere Zeit gemeinsam führt. Zu Beginn der Erzählung, „an einem Sonntagvormittag im schönsten Frühjahr“, sitzt dieser Sohn über dem Brief an einen Freund – eine Szene also vollendeter Privatheit. Der Freund hatte sich allerdings vor einigen Jahren, „mit seinem Fortkommen zu Hause unzufrieden“, ins Ausland „förmlich geflüchtet“ und betrieb jetzt „ein Geschäft in Petersburg, das anfangs sich sehr gut angelassen hatte, seit langem aber zu stocken schien“ (1, 39). Und das macht nun Schwierigkeiten bis hinein ins Privateste, bis in diesen sonntäglichen Brief, denn: „Was wollte man einem solchen Manne schreiben, der sich offenbar verantrat hatte, den man bedauern, dem man aber nicht helfen konnte“ – ihm so wenig wie jenem anderen Kaufmann, mit dem einer Mitleid haben mochte, oder irgendwelchen Leuten, denen kein Bedauern hilft – da Geschäfte anders laufen. Drei Jahre lang war dieser Freund nun nicht mehr in der Heimat zu Besuch gewesen.

Im Laufe dieser drei Jahre hatte sich aber gerade für Georg vieles verändert. Von dem Todesfall von Georgs Mutter, der vor etwa zwei Jahren erfolgt war und seit welchem Georg mit seinem alten Vater in gemeinsamer Wirtschaft lebte, hatte der Freund wohl noch erfahren und sein Beileid in einem Brief mit einer Trockenheit ausgedrückt, die ihren Grund nur darin haben konnte, dass die Trauer über ein solches Ereignis in der Fremde ganz unvorstellbar wird. Nun hatte aber Georg seit jener Zeit, so wie alles andere, auch sein Geschäft mit größerer Entschlossenheit angepackt. Vielleicht hatte ihn der Vater bei Lebzeiten der Mutter dadurch, dass er im Geschäft nur seine Ansicht gelten lassen wollte, an einer wirklich eigenen Tätigkeit gehindert. Vielleicht war der Vater seit dem Tode der Mutter, trotzdem er noch immer im Geschäft arbeitete, zurückhaltender geworden, vielleicht spielten – was sogar sehr wahrscheinlich

war – glückliche Zufälle eine weit wichtigere Rolle, jedenfalls hatte sich das Geschäft in diesen zwei Jahren ganz unerwartet entwickelt. Das Personal hatte man verdoppeln müssen, der Umsatz sich vervielfacht, ein weiterer Fortschritt stand zweifellos bevor.

Der Freund aber hatte keine Ahnung von dieser Veränderung. Früher, zum letzten Mal vielleicht in jenem Beileidsbrief, hatte er Georg zur Auswanderung nach Russland überreden wollen und sich über die Aussichten verbreitet, die gerade für Georgs Geschäftszweig in Petersburg bestanden. Die Ziffern waren verschwiegend gegenüber dem Umfang, den Georgs Geschäft jetzt angenommen hatte. Georg aber hatte keine Lust gehabt, dem Freund von seinen geschäftlichen Erfolgen zu schreiben, und jetzt nachträglich hätte es wirklich einen merkwürdigen Anschein gehabt. (1, 41)\*

Wie sehr ist das Kafka! Nicht, dass man es bereits kafkaesk nennen könnte, ja, eine Besonderheit dieser frühen Erzählung ist vielmehr, dass sie erst an einem bestimmten Punkt ins Kafkaeske umschlägt. Doch schon hier, von Anfang an trägt sie im Kleinsten, im Innersten spürbar jenes Größte eines Zusammenhangs, der sich über ganze Länder hinweg erstreckt und von dem noch der ganz Einzelne abhängig und durchdrungen ist. Ins Innen von „Stirne und Schläfen“ war es dem Kaufmann gedungen als der Schmerz, den ihm seine Sorgen bereiten, aber auch wo solche Sorgen fehlen, durchdringt es eine Innenwelt: die des Verhältnisses der Menschen zueinander. Bei dem einen bleibt der geschäftliche Erfolg aus, beim anderen stellt er sich ein, und schon erweist sich, wie sie objektiv in Gegensatz zueinander stehen, sie, die doch zugleich Freundschaft verbindet. Der Geschäftserfolg hier geht noch nicht einmal auf Kosten des Misserfolgs dort, es sind getrennte Geschäftsbe-

reiche, entfernte Länder, es besteht keine direkte Konkurrenz. Doch unter den gesellschaftlichen Verhältnissen, die einmal Kafkas waren und noch immer die unseren sind, vollzieht sich geschäftlicher Erfolg und Misserfolg notwendig und immer als ein *sich Durchsetzen gegen* andere, und dies Umfassende, egal, ob in Erfolg oder Misserfolg, erfasst auch jene Beziehungen zwischen Einzelnen, die von all dem unberührt scheinen.

Da bedeutet es nur das Geringste, dass es nunmehr kränkend wäre, dem Freund von einem Erfolg hier zu schreiben, der ihm dort versagt ist, oder von der bevorstehenden Hochzeit zu erzählen, wo er doch an Heiraten gar nicht denken kann, ihn zur Rückkehr aufzufordern, wenn es seinen Misserfolg festschreiben hieße. Es sind Skrupel, die sich Georg Bendemann tatsächlich macht, und als der Brief geschrieben ist, geht er zum Vater und trägt sie ihm teilweise vor. Und da wird es mit einem Mal *kafkaesk*.

Der Vater, unerwartet schwach und pflegebedürftig, klagt zunächst nur über „gewisse unschöne Dinge“, die seit dem Tod der Mutter vorgegangen seien: „Im Geschäft entgeht mir manches, es wird mir vielleicht nicht verborgen – ich will jetzt gar nicht die Annahme machen, dass es mir verborgen wird –, ich bin nicht mehr kräftig genug“, und bittet: „Aber weil wir gerade bei dieser Sache sind, bei diesem Brief, so bitte ich dich Georg, täusche mich nicht. Es ist eine Kleinigkeit, es ist nicht des Atems wert, also täusche mich nicht. Hast du wirklich diesen Freund in Petersburg?“ (1, 45f.) Und als Georg es beruhigend beteuert und sich schon Vorwürfe macht, den hinfalligen Zustand des Vaters bisher nicht aufmerksam genug beachtet zu haben, ihn jetzt umso fürsorglicher bettet und zudeckt, da mit einem Mal springt der Vater auf wie eine gespannte Feder, in alter Riesengröße, und klagt Georg an, wilder und wilder, des Verrats an dem Freund und der bösen Absicht, ihn, den Vater, unterzukriegen, hinauszudrängen, ihn, „verfolgt vom ungetreuen Personal, alt bis in die Knochen“ – „und mein Sohn ging im Jubel durch die Welt,

\* Die Ziffern benennen Band und Seitenzahl der Ausgabe: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Nach der Kritischen Ausgabe hg. von Hans-Gerd Koch, Frankfurt/M.: Fischer, 1994.*

schloss Geschäfte ab, die ich vorbereitet hatte“. Diese Absicht aber habe er ihm verrietelt, „der Freund ist nun doch nicht verraten!“, „mit deinem Freund habe ich mich herrlich verbunden, deine Kundschaft habe ich hier in der Tasche!“ (1, 50f.) Und er spricht *das Urteil*: „Ein unschuldig Kind warst du ja eigentlich, aber noch eigentlicher warst du ein teuflischer Mensch! – Und darum wisse: Ich verurteile dich jetzt zum Tode des Ertrinkens!“ (1, 52) Und Georg Bendemann geht hin und stürzt sich von einer Brücke in den Fluss.

### Eine Schuld, die keiner hat

Was ist daran kafkaesk? Was also wäre daran vollkommen? Dies: Alles, was von dem Moment an geschieht, da der Vater zurück-schnellt, bleibt unerklärt und unerklärlich – und doch versteht jeder die Wahrheit daran. Mit großer Sorgfalt hat Kafka geklärt, dass die Vorwürfe des Vaters, zusammengefasst in dem Äußersten an Verurteilung: „teuflischer Mensch“, nicht zutreffen. Georg Bendemann hat sich rücksichtsvoll überlegt, wie er die Verbindung zu seinem Freund weiter pflegt, die Schwäche des Vaters sieht er mit ehrlichem Erstaunen statt mit geheimer Freude, sogleich plant er, sich besser noch um den Vater zu kümmern, ihm ein angenehmeres Zimmer einzurichten, und keinen Gedanken gab es, den Vater aufzugeben und aus dem Geschäft zu drängen. Der Vater hat *Unrecht* mit seinen Vorwürfen, ganz zweifellos, und dennoch ergehen die Vorwürfe zu Recht. Denn auch die Schuld ist zweifellos – beglaubigt durch ein Urteil, das gefällt und vom Schuldigen unmittelbar selbst vollstreckt wird.

Unerklärlich bleibt dies, da er keine Schuld aufweist: Georg Bendemann ist das unschuldige Kind, die Schuld liegt nicht in ihm, sie besteht nicht subjektiv. Gleichwohl besteht sie wahrhaftig, besteht sie objektiv: objektiv in Form eben jenes Zusammenhangs, in den jeder eingespannt ist, an dem jeder teilhat und mitwirkt, und der sein Gegeneinander, Feindschaft und Trennung einsenkt in die Verhältnisse der Menschen, ob sie wollen oder nicht: ob sie es wissen oder nicht, ob sie die Feindschaft noch außerdem subjektiv, „teuflisch“ betreiben oder nicht, also ob die Schuld in diesem Sinne greifbar und erklärlich wird oder eben nicht. Eine Schuld, nicht greifbar, doch objektiv und unabweisbar, ein Schuldzusammenhang, manifest und dennoch nirgends festzuhalten. Diese „schwierigen Dinge“ sind es, die Kafka hier fasst.

Aussprechen, zum Vorwurf machen lässt sich Schuld nur als eine moralische, als die

Verurteilung eines Einzelnen für etwas, was er sich – schlimmstenfalls „teuflisch“ und jedenfalls subjektiv – habe zuschulden kommen lassen; von solcher Schuld spricht der Vater und um sie ergeht sein Urteil. Die andere, die wahre Schuld ist so nicht auszusprechen. Kafka aber fasst sie gleichwohl, indem er den Vorwurf einer Schuld, die sich aussprechen ließe, fehlgehen lässt und trotzdem darauf besteht, dass Schuld besteht. So zeichnet sich wie in der Hohlform jener fehlenden subjektiven Schuld diejenige ab, von der nicht ebenso zu sprechen ist, in der Hohlform, die durch jene zwar aufgespannt, nicht aber erfüllt wird. Kafka hält sie aufgespannt durch Todesurteil und Hinrichtung, und so füllt sie sich mit der Gewissheit jener anderen, zwar ungreifbaren, aber objektiven Schuld. Und diese ist – Kafkas Vollkommenheit – von den ersten Zeilen an präsent.

Denn schon eingangs bestimmt sie Georgs Gedanken an den Freund. Das Unbehagen, ja schlechte Gewissen, welches Georg überkommt, als er Situation und Möglichkeiten durchdenkt, entstammt der Kälte, Gemeinheit und Rücksichtslosigkeit der Verhältnisse, über die kein subjektiv guter Wille etwas vermag. Man höre noch einmal darauf, wie ehrlich Georg zugunsten des Freundes überlegt und wie quälend solche Überlegungen jeweils an etwas zuschanden werden, das sich dem objektiv entgegenstellt.

*Sollte man ihm vielleicht raten, wieder nach Hause zu kommen, seine Existenz hierher zu verlegen, alle die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder aufzunehmen – wofür ja kein Hindernis bestand – und im Übrigen auf die Hilfe der Freunde zu vertrauen? Das bedeutete aber nichts anderes, als dass man ihm gleichzeitig, je schonender, desto kränkender, sagte, dass seine bisherigen Versuche misslungen seien, dass er endlich von ihnen ablassen solle, dass er zurückkehren und sich als ein für immer Zurückgekehrter von allen mit großen Augen anstauen lassen müsse, dass nur seine Freunde etwas verstünden und dass er ein altes Kind sei und den erfolgreichen, zu Hause gebliebenen Freunden einfach zu folgen habe. Und war es dann noch sicher, dass alle die Plage, die man ihm antun müsste, einen Zweck hätte? (...) Folgte er aber wirklich dem Rat und würde hier – natürlich nicht mit Absicht, aber durch die Tatsachen – niedergedrückt, fände sich nicht in seinen Freunden und nicht ohne sie zurecht, litte an Beschämung, hätte jetzt wirklich keine Heimat und keine Freunde mehr; war es da nicht viel besser für ihn, er blieb in der Fremde, so wie er war? Konnte man denn bei solchen Umständen daran denken, dass er es hier tatsächlich vorwärts bringen würde? (1, 39f.)*

Es entweder tatsächlich vorwärts bringen oder durch Tatsachen niedergedrückt werden, Erfolg, den einer haben kann, oder Versuche, die ihm misslingen, das klingt so allgemein und harmlos nach Glück oder Pech, heißt aber mehr. Wo Kafka es durchdenkt, spürt man die Qual, dass nicht erst entscheidet, ob jemandem dies oder jenes glückt, sondern dass dies Etwas, *worin* man es vorwärts zu bringen hat, dass die *Eigenart* der Tatsachen, die einen da niederdrücken können, dass die *Eigenart* jenes Erfolgs oder Misserfolgs das teuflisch Ungute hat, eben die undurchdringlich unauflösbaren Verhältnisse vorzugeben, in denen etwa Freunde objektiv, „wirklich“ zugleich „keine Freunde“ sind. Schon *dass* es grundsätzlich darum geht, „erfolgreich“ zu sein, und welche lebenszerstörenden Folgen es hat, wenn dies misslingt, wirft ein scharfes Licht auf die Eigenart dessen, worum es dabei geht. Denn *dieser* Erfolg ist vorgeschriebenes Ziel einer objektiven, gesellschaftlich durchgesetzten Notwendigkeit: dass *jeder – für sich – sein* Interesse zu verfolgen hat; und dieses Interesse hat geldförmig zu sein. Alles weitere, woran Menschen interessiert sein mögen, an einem Freund, am Wohlergehen des Vaters, am eigenen Wohlergehen, ist diesem einen Interesse, einem jenseits aller subjektiven, inhaltlich bestimmten Interessen, streng und objektiv nachgeordnet.

Und siehe, solche Nach- und Unterordnung tut jenen Interessen gar nicht gut, sondern implantiert ihnen ein böses Gegenteil. So ist wohl wahr, dass Georg Bendemann den Freund nicht betrogen und nicht verraten hat, dass er den Vater nicht verdrängen möchte und nicht gegen ihn arbeitet. Und doch, wie er da notwendig *für sich* wirtschaftet, wirtschaftet er – was auch sonst – *für sich*, getrennt von denen, denen er sich doch verbunden weiß, und zuletzt auch gegen sie: Den Gang der Geschäfte, schon wie sich der eigene Erfolg zusammensetzt, geschweige denn, wem er an welcher Stelle zu welchem Misserfolg verhelfen wird, vermag keiner zu überblicken. Selbst gegen den Freund also, ja, gegen den Vater und, was in diesem Zusammenhang noch mehr heißt – Kafka lässt nichts im Unklaren –, gegen den Geschäftspartner, denjenigen also, mit dem er immerhin Geschäft und insofern „sein Interesse“ teilt: Indem er für sich agiert, agiert er gegen sie. Unterhalb von Freundschaft, Verbundenheit und Wohlwollen – oder eher noch: darüber – sind Gleichgültigkeit und Gegnerschaft am Wirken; und *das* bedeutet den Betrug

und den Verrat, dessen Georg Bendemann zurecht angeklagt wird: eine Schuld, die er nicht hat, der aber keiner entkommt.

### Prozess ohne Ankläger

„Die Schuld ist immer zweifellos“, so lautet daher notwendig ein Kafkascher Grundsatz: Nach diesem übt der Offizier in der *Strafkolonie* sein Richteramt (1, 168). Dort wird dem Verurteilten die Schuld, das Gebot, das er übertreten hat, buchstäblich *einbeschrieben*, mit einer Egge tausendfach blutig in die Haut geritzt. Er kennt seine Schuld nicht, kennt keine Anklage, kennt nicht das Urteil, weiß nicht einmal, dass er verurteilt wurde, bleibt ohne Gelegenheit sich zu verteidigen. Seine Schuld erfährt er im Vollzug des Urteils; die Schuld ihm einzubeschreiben, von der er nichts weiß und die doch objektiv besteht, darin besteht die Exekution.

Solche Schuld, unbekannt dem Schuldigen und dennoch zweifellos, beglaubigt durch eine Anklage, die erhoben, und ein Urteil, das vollstreckt wird, eine solche Schuld verfolgt auch *Der Prozess*, der berühmteste unter Kafkas Romanen. Er beginnt so:

*Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet. (3, 9)*

An derselben Stelle, an welcher es im *Urteil* kafkaesk wurde, dort, wo grundlos Anklage erhoben wird, setzt der Roman erst ein. Was die Erzählung dem vorangehen ließ, den Nachweis, dass Georg Bendemann kein Verbrechen begangen hat, sondern in allen Anklagepunkten, die der Vater bringen wird, schuldlos ist, verlegt der Roman in einen einzigen Nebensatz: „ohne dass er etwas Böses getan hätte“. Das steht fest, muss nicht erst belegt werden und wird auch für den gesamten übrigen Roman keinen Augenblick lang in Frage gestellt – es geht nicht wie bei Ödipus darum, zu einer bislang unerkannten Untat vorzudringen, von welcher der Schuldige nur noch nichts weiß, denn eine solche gibt es nicht, um eine solche geht es nicht. Mit Vollstreckung des Todesurteils endet jedoch auch der Roman. Die Hinrichtung, das Schlusskapitel, hat Kafka schon bald nach Beginn des Romans niedergeschrieben, um danach erst am Mittelteil weiterzuarbeiten, er hat also dieselben Eckpunkte gesetzt, die auch die Erzählung kennt, Anklage und Urteil. Was aber war dann noch weiter zu schreiben, weshalb war es diesmal nicht damit getan, durch Ausschluss einer subjektiven Schuld die objektive hervortreten zu lassen?

Kafka ist hier weiter: Er gibt den subjektiven Schuldvorwurf insgesamt auf. Er kommt davon ab, jemandem noch Schuld in der Gestalt individueller Vergehen vorwerfen zu lassen, und folglich auch davon, dass einer, der sich als ihr Opfer sehen kann, persönlich Anklage erhebe. Das Verkehrte des subjektiven Schuldvorwurfs hatte auch *Das Urteil* gezeigt, nämlich dass der Vorwurf einer subjektiven Schuld zwar die objektive meint und sie in Anschlag bringt, ihr jedoch, sie ins Subjektive verkehrend, nicht entspricht. Der objektiven, gesellschaftlich vermittelten Schuld entspricht ja umgekehrt, dass sie *nicht* erst an individuellen Vergehen ansetzt, und daher auch, dass sie keinen individuellen Ankläger kennt, dass insofern also *niemand* diese Anklage erhebt – obgleich, ja, *indem* sie objektiv ergeht. Das allerdings ließe sich nicht in einem kurzen Nebensatz sagen, ohne leer zu bleiben, etwa mit einem Beginn: „Josef K. wurde eines Morgens verhaftet, *ohne dass ihn jemand angeklagt hätte*“. Um den nicht persönlichen, um den gesellschaftlichen Charakter solcher Anklage zu erfassen, bedarf es notwendig epischer, besser eben: gesellschaftlicher Breite, weil es dafür nicht genügt zu sagen, *niemand* erhebe die Anklage. Was es heißt, wenn die Anklage *gesellschaftlich* ergeht, anders also: *von wem* die Anklage da ergeht, das ergründet man nicht mit Wörtern wie „niemand“ oder „alle“. Kafka jedoch weiß es zu ergründen und dafür braucht er den Roman.

Josef K. wird verhaftet, aber er bleibt in Freiheit, ja, eigentlich ändert sich für ihn gar nichts, nur dass er jetzt von einem Prozess *weiß*, der gegen ihn im Gange ist. Lange Zeit glaubt er ihn als Irrtum und Hirngespinnst abtun zu können, ganz wie die andere Figur Kafkas, die sich „eines Morgens“ ohne Grund zwar nicht verhaftet, aber verwandelt sieht und diese Verwandlung nicht für wahr haben will. Anders jedoch als Gregor Samsa ist Josef K. nicht unbeweglich in sein Zimmer gebannt, sondern kann frei agieren und tut dies auch nach Möglichkeit, mit klarem Verstand und sogar mit einigem Mut – und dennoch so hilflos wie Gregor Samsa. Josef K. macht sich auf zu erkunden, worin die Schuld besteht, die ihm vorgeworfen wird, und wer vor allem die Instanz ist, die ihn dafür zur Rechenschaft zieht. Was er aber erreicht, ist nie mehr als die tatsächliche Gewissheit, *dass* es diesen Prozess gibt – während alles andere vollkommen ungreifbar bleibt. Es stellt sich heraus, dass jeder von solchen Prozessen weiß, dass einige auch schon von K.s Prozess gehört haben, dass es diese Gerichte neben den

offiziell bekannten wirklich gibt, dass es zu Verurteilungen, aber auch Freisprüchen kommt, dass bestimmte Anwälte bei den Gerichten zugelassen sind, andere nicht, ja K. sucht selbst einen Anwalt auf, der Erfahrung mit solchen Prozessen hat, begibt sich in eines der Gerichtsgebäude, sieht andere Angeklagte, spricht mit Beamten des Gerichts. Und doch ist nichts zu erfahren, weder ob bereits Anklage erhoben wurde, noch wessen er angeklagt werden soll, nichts, wie es sonst um seinen Fall steht, nicht wie er sich verteidigen kann, noch wann eine Vorladung erfolgen wird, nicht wohin er sich wenden soll, nicht ob es irgendwelche Mittel gibt, um weiter, um vorwärts zu kommen. Nur umgekehrt: Je mehr er von anderen hört und erfährt, desto deutlicher wird, dass selbst diejenigen, die jener Instanz am nächsten zu stehen scheinen, der Anwalt etwa, um nichts mehr oder Genaueres zu sagen wissen als K. selbst. Nichts, was einer weiß, das nicht sogleich in jederlei Hinsicht so weit relativiert und zurückzunehmen wäre, dass es dem blanken Nichts gleichkommt.

### Die ungreifbare Instanz

Kafka jedoch sagt mit all dem nicht nichts, sondern erfasst damit unsere *Gesellschaft*: als anonym-ungreifbaren Zusammenhang, rechtsförmig, formal, der jeden, wer immer sich in ihm bewegt, unter unbestimmte Drohung stellt und jedem abverlangt, ihm zu entsprechen, ohne dass sicher zu sagen wäre, wie. Die Nachforschungen von K., der herauszufinden sucht, worin seine Schuld besteht und welches die Instanz ist, vor der sie besteht, ja die Instanz, die dem überhaupt die Form einer *Schuld* gibt, es sind Forschungen gleich denen des Hundes. Auch K. muss annehmen und erfährt, dass alle anderen Bescheid wissen, dass sie alle eigentlich jene Instanz sind, nach welcher er sucht, nämlich diese Instanz – wer wäre es sonst? – sein *müssen*, und dennoch nicht – es ist zum Verzweifeln – mit der Sprache herausrücken: in Wahrheit aber, weil sie ihr *genauso* nur unterliegen wie der Fragende und Forschende auch.

Entscheidend ist, dass die anderen, auch wenn sie jedem, im je eigenen Prozess befangen, so erscheinen müssen, nicht „die Anderen“ sind. Bei Kafka treten deshalb keine Drahtzieher, keine *men in black* auf, Leute mit dunklen Sonnenbrillen, die über die eigentlichen Machenschaften hinter den Kulissen Bescheid wissen, keine Vertreter einer überlegenen Macht im Hintergrund, ferngesteuerte *poker faces*,

von denen man nur erkennen müsste: *Sie sind unter uns!*, um die Gefahr auszuma-chen und bekämpfen zu können. Ebenso wenig geht es nur gegen einen aufgeblähten Verwaltungsapparat, der hinter allem stehen und einem durch seine Schikanen das Leben versauern würde – obwohl es dergleichen natürlich *auch* gibt. Josef K. ahnt und erhält es bestätigt, dass bei diesem Prozess *jeder* seiner Sache förderlich oder gerade hinderlich sein kann, dass also vom eigenen Verhalten jedem anderen gegenüber – so wie umgekehrt von dem deshalb genau zu beachtenden Verhalten des anderen gegenüber K. – der gute oder schlechte Ausgang seines Prozesses berührt sein kann, ohne dass jemand vorherwissen könnte, wie. Von erotischen Beziehungen angefangen, die K. sofort ein-geht, die eine Frau auf seine Seite ziehen und ihm so zu einem Fürsprecher, Vermittler oder Informanten verhelfen mögen, ihm andererseits aber genauso gut Feindschaft, Störungen des Prozessverlaufs, möglicherweise entscheidende moralische Minuspunkte eintragen können, bis zu dem Anwaltstermin, der sich hinzieht, vielleicht eben jetzt die beste Zeit für eine erfolgreiche Eingabe verzehrt oder aber mit der Geduld, die man für die endlosen und so unnütz scheinenden Ausführungen aufbringt, dem Gericht gerade umgekehrt ein Kriterium zugunsten des Angeklagten übermittelt: Kafkas Roman formt nach, wie *alles und jedes Bezug auf jenen Prozess* bekommt, in welchem ein Jeder *gesellschaftlich* um sein Überleben zu kämpfen hat.

Dies mit dünnen Worten und abstrakt fest-zuhalten, so wie ich es gerade getan habe, ist schwach und tut keine Wirkung. Aber es tut bedrängende Wirkung dort, wo Kafka es fasst, und zwar indem er es gerade in den unzählig zufälligen Einzelzügen eines Lebens fasst, in jener Art kontingenter Vorkommnisse und Bekanntschaften, die nach der Klage des Kaufmanns keinem „deutlich“ sein können, die nicht vorwegzunehmen sind. Der Gang der Geschäfte, der Gang *dieses* Prozesses um Erfolg und Misserfolg, ist abhängig von zahllosen Dingen, unabsehbaren Vorkommnissen, unwägbar-Verhältnissen, und so unabsehbar er als solcher darüber wird, so unabsehbar ist die Beziehung auf ihn noch des Geringsten, des Privatesten, Persönlichsten. Wie um dies zusammenzufassen, beginnt eine spätere Erzählung Kafkas, *Das Ehepaar*, so:

*Die allgemeine Geschäftslage ist so schlecht, dass ich manchmal, wenn ich im Bureau Zeit er-übrige, selbst die Mustertasche nehme, um die Kunden persönlich zu besuchen. Unter anderem*

*hatte ich mir schon längst vorgenommen, einmal zu K. zu gehen, mit dem ich früher in ständiger Geschäftsverbindung gewesen bin, die sich aber im letzten Jahr aus mir unbekanntem Gründen fast gelöst hat. Für solche Störungen müssen auch gar nicht eigentliche Gründe vorhanden sein; in den heutigen labilen Verhältnissen entscheidet hier oft ein Nichts, eine Stimmung, und ebenso kann auch ein Nichts, ein Wort das Ganze wieder in Ordnung bringen. (8, 133)*

Oder eben nicht: Ein Nichts, eine Stimmung kann entscheiden, und wo sie entscheiden, geht die Geschäftsverbindung unvermittelt über in die persönliche. Und so, wie der Mann dieser Erzählung später geschäftlich-persönlich am Krankenbett des K. sitzen und wie dann von tausend Kleinigkeiten abhängen wird, ob er zum Zuge kommt und ob dies etwas bewirkt, so sitzt der K. des *Prozesses* beim Anwalt oder liegt er bei einer Frau oder steigt er Treppen hinauf, und wird in all dem Zufälligen, das sich ihm ergibt, womit er zu tun bekommt oder was er selber tut, stets den Bezug zu diesem *Einen* empfinden und ausfindig zu machen suchen, dem ungreifbaren *Prozess*. Durch ihn ist all dies Zufällige, das er durchwirkt, sind all die kontingenten Einzelheiten nie nur zufällig. *In ihnen* wirkt, bis in sie hinein vollzieht sich dieser Zusammenhang – in ihnen ist er zu empfinden: In ihnen weiß Kafka ihn insgesamt präsent zu halten und empfindlich zu machen. Dafür braucht er die Breite des Romans.

### Gesetz und Gesetze

Aber der Roman gerät damit auch in Schwierigkeiten. Denn das Forschen nach der Instanz, von der die gesellschaftliche Drohung und Forderung ergehen, kann zu keinem Ende kommen, wenn es darin besteht, ihr nie auch nur einen Schritt näher zu kommen. Es kann sich nicht der Augenblick ergeben, an dem Josef K. feststellen würde, *aha, hier* also sitzen die Richter, *dies* also ist die Anklage, *so* war das gemeint, *der* kann mir helfen, *das* also muss ich tun, um *jenes* zu erreichen. Dazu *kann* es nicht kommen – also findet der Roman kein Ende: Der vorweggenommene Schluss, die Hinrichtung K.s, lässt sich nicht mehr einholen. In der Erzählung waren Urteil und Vollstreckung notwendige Zeugnisse der Schuld. Im Roman, wo an ihre Stelle die Anklage *ohne Inhalt* tritt, sind sie fehl am Platz, denn *diese* Anklage kann nicht mehr zu ihnen führen. Die ungreifbare Instanz, *als solche erkannt und dargestellt*, kennt keinen Übergang mehr von der anonym gesellschaftlichen Bedrohung

zum explizit ergehenden Urteil. Kafka muss abbrechen.

Nur ein einziges kurzes Stück aus dem *Prozess* hat er auch nach Abbruch des Romans so geschätzt, dass er es herauslöst und in einen Band „Kleine Erzählungen“ aufnimmt. Es weist den Weg zum nächsten Roman, Kafkas letztem und, so schwer sich das sagt, einem Roman noch über dem *Prozess*. Die kleine Erzählung ist eines der meistgedeuteten Stücke der Weltliteratur, es schreit geradezu nach der Deutung, die sie so sichtlich verweigert. Es heißt *Vor dem Gesetz*: Ein Mann vom Lande bittet einen Türhüter, der vor dem Gesetz steht, um Eintritt. Der wird ihm verwehrt, doch räumt der Türhüter ein, möglicherweise könne der Mann später eintreten, nicht aber jetzt. Der Mann wartet also vor der offenen Tür, ohne dass ihn der Türhüter, der allerdings auf zahlreiche weitere, noch mächtigere Türhüter auf dem Weg in das Gesetz verweist, unmittelbar abhalten würde. Das Warten währt ein Leben lang – und erst als der Mann altersschwach daran ist zu sterben und endlich bemerkt, dass außer ihm nie jemand gekommen ist, um an dieser Tür Eintritt in das Gesetz zu verlangen, sagt ihm der Türhüter: „Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“ (1, 212)

Das ist so vernichtend, es ist so unerträglich, man muss da Einspruch erheben, muss deuten, muss umdeuten, man muss suchen, wie so etwas sein kann, nein, muss finden, dass es so *nicht* sein kann, es *darf* – *so – nicht – sein!*

Und ist doch so. Und würde uns nicht so quälen, wenn es nicht unsere Wirklichkeit wäre – wenn es dieser Kafka nicht wieder vermocht hätte, das, was ihm in den Knochen und was unserer Wirklichkeit dort steckt, wo sie sich allem Verstehen sonst verschließt oder wo wir uns, um nicht verrückt zu werden, noch eigens vielleicht gegen das Verstehen verschließen müssen, es doch endlich spürbar, empfindlich und so, auf solche Weise, *verständlich* zu machen. Diese Erzählung ist tatsächlich über die so genaue Deutung von Gesellschaft im *Prozess* noch einmal hinaus und skizziert jene genauere – vielleicht überhaupt die genaueste –, die Kafka dann im *Schloss* ausführen wird. Mit Notwendigkeit, wie wir gesehen haben, gibt er die Ausrichtung auf ein Urteil, das *telos* eines Strafprozesses, auf. Kafka innerviert in der Gesellschaft zuletzt jenen allgemeinen, wie immer bedrohlichen Zusammenhang, in den jeder, und wieder jeder *für sich*, Eintritt zu su-

chen hat, der ihm aber undurchdringlich und auf immer verwehrt bleibt. Dorthin, obwohl jeder hineingelangen *muss*, ist nicht zu gelangen, dorthin gibt es keine Aufnahme, wie man in eine Gruppe oder Gemeinschaft, und wäre sie die trockenste Interessengemeinschaft, Aufnahme zu finden vermöchte.

In der gegebenen, der kapitalistischen Gesellschaft sind die Menschen gezwungen, als Einzelpersonen, also privat über Geld

zu verfügen und es auf eine Weise zu erwerben, zu deren Grundlage die marktvermittelte Konkurrenz gehört, so dass sich also lauter Privateigentümer in der Verfolgung ihres vorgeschriebenen Privatinteresses, an Geld zu kommen, wechselseitig die Teilhabe an Geld zu bestreiten haben. Der *Ausschluss* der anderen – das Privatverhältnis – ist damit zugleich die Form des *Zusammenhangs* aller. Es ist dieser Gegensatz, auf welchem die hiesige Gesellschaft beruht, den sie als Zwang einrichtet und den jeder zu beachten und zu bedienen hat, der in dieser Gesellschaft lebt, sofern er nicht krepieren oder vor sich hin vegetieren will. Dieser Gegensatz also ist das *Gesetz*, nach dem unsere, die kapitalistische Gesellschaft funktioniert. Damit sie danach funktionieren kann, hat sie noch außerdem jede Menge *Gesetze* zu erlassen, nach denen das Aufeinanderprallen all der unzähligen Gegensätze geregelt wird, die mit jenem einen aufgemacht sind – ganz gegen das Interesse der Menschheit.

Jeder Einzelne hat seinem Privatinteresse gegen die anderen zu folgen, indem er zugleich anerkennt, dass es jeder andere gleichermaßen gegen ihn tut. Insofern muss in einer solchen Gesellschaft gelten: Vor dem Gesetz sind alle gleich. „Das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein“, so heißt es in der Erzählung, jedem soll es zugänglich sein, da es den Verkehr der ihm Unterstehenden untereinander regelt; dafür darf es nicht nur über sie verhängt sein, sondern muss sich jeder auch an es wenden können – gegen die anderen. Weiter heißt es: „Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt.“ Das genau ist jedem in der bestehenden Gesellschaft zwingend auferlegt: dass er vor ihr nur als der abstrakt Einzelne, als Geldeigentümer dasteht. Jeder ist, ob er will oder nicht, als dieser Einzelne einer abstrakten Allgemeinheit von Gesellschaft gegenübergestellt, auf die er gerade als dieser Einzelne angewiesen ist und ausgerichtet sein muss. Und doch *bleibt* er ihr gegenüber der abstrakt Einzelne, den diese Gesellschaft, von deren Aufnahme er abhängt, als der selbst abstrakte Zusammenhang nicht aufnehmen *kann*. An ihr hat man *nur* durch den *Ausschluss* teil – ohne dass einem das Bemühen um Einlass deshalb erlassen wäre: das Bemühen um den Erfolg, der nur einer gegenüber der Gesellschaft und nach ihrem Gesetz sein kann, in beide aber nicht einzudringen vermag. Deshalb spricht Kafkas Türhüter nur jeweils: „Jetzt nicht!“ – und der Einzelne bleibt *sein Leben lang* vor das Gesetz gebannt, vor den Eingang, der ihm

nur als dem Einzelnen zugewiesen ist und der sich erst mit seinem Tode schließt.

### „Das Schloss“ beginnt so

*Es war spät abend, als K. ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schlossberg war nichts zu sehen, Nebel und Finsternis umgaben ihn, auch nicht der schwächste Lichtschein deutete das große Schloss an. Lange stand K. auf der Holzbrücke, die von der Landstraße zum Dorf führt, und blickte in die scheinbare Leere empor. (4, 9)*

Bis hierher könnte es noch von jedem geschrieben sein, der auch einen Satz wie „Er schaute aus dem Fenster“ zustande bekommt. Noch könnte auf diese Sätze das Letzte an Heimatroman folgen, so kunstlos sind sie. Und doch spürt man bereits, wie sie weiter führen. Jeder Satz bei Kafka führt mit äußerster Genauigkeit auf einen unwiderstehlichen Zusammenhang, in dem wir, wie in höchster Konzentration, unseren *gesellschaftlichen* empfinden. Nur wenige Seiten, nein, meist genügen wenige Zeilen, und er ist *da*. Und dann aber – und das liest man inzwischen allein schon aus Kafkas Namen – hinterfängt er jeden weiteren Satz, durchdringt ihn, und wäre es der harmloseste: „Er schaute aus dem Fenster“ – ja, aber wir wissen, wo dies Fenster steht.

Und fast *müssen* diese Sätze dafür harmlos sein: nichts als genau, nichts weiter als das Nötige betreffend, nichts anderes in sich tragend als den objektiven Sachverhalt. Aus keinem seiner Sätze glänzt der Autor Kafka hervor, nie macht sich das Geschriebene zum Diener schöpferischer Größe, ohne Überschuss verbleibt es stets innerhalb der Sache, von der es Mitteilung macht. Nur so können die Sätze ihre objektive Kraft entwickeln, *dieses* Objektive zu fassen: das sich einem Blick aus dem Fenster gerade *nicht* zeigt. Auf der Holzbrücke steht K. und blickt in die scheinbare Leere empor. Tatsächlich, sie ist nicht leer, nichts aber ist zu sehen: *Dies gilt es zu sehen*. Es gibt das Schloss, gibt den Zwang, darin Einlass zu erhalten, und gibt doch weder Einlass noch Schloss. Aber mit Erkenntnis dieses Widerspruchs hat die Sache nicht auch ihr Ende, denn der Widerspruch selbst hat keines, sondern besteht darin, dass er sich, auch insofern ein *Prozess*, vollzieht. In kontingenten Einzelheiten vollzieht er sich, in allem unzähligen Einzelnen, und doch als *Einer*, als dieser *eine* Zusammenhang unserer Gesellschaft. Als dieser liegt er in allen Sätzen Kafkas, spürbar, empfindlich, vollständig; und das heißt: *vollkommen*.

Eske Bockelmann

## Im Takt des Geldes Zur Genese modernen Denkens

zu Klampen Verlag  
Springe 2004

Hardcover mit Schutzumschlag  
511 Seiten, 36.00 Euro (D) | 63.00 SFr  
ISBN: 3-934920-37-3

Erst durch die wissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts sind jene dramatischen technischen Fortschritte möglich geworden, die inzwischen das gesamte Leben der Menschen durchdringen. Was aber hat dieses neue Denken ermöglicht?

Eske Bockelmann zeigt, dass die Umwälzung sehr viel grundstürzender verläuft, als selbst die Bewunderer des wissenschaftlichen Aufbruchs ahnen. Denn um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert verändert sich grundlegend nicht nur das Denken, sondern sogar die Rhythmuswahrnehmung der Menschen. Hier liegt der entscheidende Fund, der Eske Bockelmann gelungen ist, und zwar ein Fund mit unabsehbaren Weiterungen. Das Hören nach dem Takt, das uns heute als das einzig natürliche erscheint, hat seinen historischen Ursprung in derselben Zeit und in derselben gesellschaftlichen Umgebung wie die moderne Wissenschaft. Wo aber Denken und Fühlen gleichermaßen revolutioniert werden, muss eine Macht am Werke sein, die stark genug ist, ein solches Wunder zu bewirken.

Im Takt des Geldes vermag diese Macht zu identifizieren. Eske Bockelmann zeigt, dass wir bisher von unserem Denken selbst noch unzureichende Vorstellungen haben. Er hat ein Werk geschaffen, das Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie neu schreiben könnte – mit unabsehbaren Folgen für unsere gesamte Denk- und Lebenspraxis.

# Kommunismus der Dinge

Immaterial **World**

... UND DER WIDERSTAND GEGEN RFID

von Stefan Meretz

**R** RFID ist die Abkürzung von Radio Frequency Identification. Es handelt sich um eine Funktechnik zur kontaktlosen Erkennung von elektronischen Chips. Mit Hilfe von speziellen Lesegeräten können solche Funkchips auf eine bestimmte Entfernung ausgelesen werden – unabhängig davon, worauf oder worin sie angebracht wurden. Auf diese Weise kann der Weg von Gütern oder auch Lebewesen verfolgt („getrackt“) werden. Die RFID-Technik ist in jüngster Zeit durch die neuen elektronischen Reisepässe in der EU bekannt geworden. Die Technik ist jedoch wesentlich älter. Unter dem Slogan „Internet der Dinge“ vollzieht sich die eigentliche Revolution im Bereich der Logistik.

Die Leistungsfähigkeit von RFID-Chips umfasst ein großes Spektrum – je nach Anwendungsfall. Sie können Miniaturformat haben und nur passiv ausgelesen werden oder handtellergrößer und mit Batterie versorgt auch wieder beschreibbar sein. Sie werden eingesetzt zur Kennzeichnung von elektronischen Bauteilen, die nach Gebrauch automatisch recycelt werden können, zur Identifikation gefährlicher Güter, zur Rückverfolgung von Produkten an ihren Ursprung, zur Archivierung in Bibliotheken, zur Optimierung von Fertigungsprozessen usw. Und selbstverständlich setzen Kontrollfanatiker und Militärs auf die RFID-Technik – lassen sich doch Gegenstände orten, Personen identifizieren, militärische Operationen steuern, Bewegungsprofile erstellen usw.

Die wesentliche Leistung der RFID-Technologie ist die Möglichkeit der informationalen Verdopplung realer Produktbewegungen. Jedes einzelne Gut kann – logistische Kapazitäten vorausgesetzt – an bestimmte Ziele dirigiert werden. Unter den Bedingungen der Verwertungslogik erfährt die „Bewegung von Sachen“ (Marx) eine sinnlich nachvollziehbare Daten-Repräsentation im Computersystem. Gleichwohl ist es weiterhin so, dass wir unter „deren Kontrolle ... stehen, anstatt sie zu kontrollieren“. Der Fetischismus ist nicht aufgehoben, er ist aber aufhebbar.

Setzen wir eine a priori gesellschaftliche Produktion voraus, so kann diese informational geplant und simuliert werden, noch bevor die reale Bewegung in Gang gesetzt wird. Planung bedeutet in diesem

Fall jedoch nicht Zentralplanung, sondern dezentral gesteuerte Sammlung der Bedürfnisse. Die Kollektion der Bedürfnisse kann dabei sowohl eine automatische Registrierung der Produktabflüsse per RFID-Chip wie auch eine explizite Eingabe individueller und kollektiver Wünsche und Vorhaben sein. Auf höherer Ebene können diese Informationen aggregiert und transparent für alle dargestellt werden. Erst auf diese Weise ist eine Einschätzung und soziale Vereinbarung darüber notwendig, welche Ziele auf welche Weise in welchen Zeiträumen umgesetzt werden können und sollen.

Die Sachen werden sich also weiter bewegen, der Antrieb der Bewegung ist jedoch nicht mehr der Verwertungsimperativ, sondern es sind die vielfältigen Bedürfnisse, deren Unterschiedlichkeit der gesellschaftlichen Vermittlung bedürfen – allerdings bevor die Umsetzung beginnt. Auf diese Weise können automatische Prozesse real eine entlastende Funktion erfüllen. Der Einzelne muss sich nicht um alles kümmern, sondern um genau das, was ihm/ihr liegt und wo er/sie auch wirklich fachlich kompetent ist. Der Kommunismus der Dinge hilft, die Dinge gemäß den allgemeinen Bedürfnissen zu bewegen.

Diese Ideenskizze bleibt weit hinter den realen Möglichkeiten zurück, die sich entfalten könnten, wenn erst einmal die destruktive Ex-Post-Logik der Marktwirtschaft abgeschaltet wurde. Vorerst haben wir es jedoch noch eine Weile genau damit zu tun. Jenseits des bornierten Geldvermehrungszwecks sinnvoll einsetzbare Vermittlungstechnologien wie RFID bekommen so jedoch eine völlig andere Funktion: Profitmaximierung, Kontrolle, Repression.

Wie nahezu jede Technologie, so dient auch RFID dazu, den Einsatz lebendiger Arbeit einzusparen. Das ist grundsätzlich sinnvoll, unter Verwertungsbedingungen jedoch doppelt problematisch. Zum einen wird die Existenz jener Menschen angegriffen, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft leben. Zum anderen wird die Reproduktionsfähigkeit des warenproduzierenden Systems insgesamt unterminiert, wenn immer weniger Arbeitskraft verwertet werden kann.

Nach der Logistik im Hintergrund kommt der Verkauf an die Reihe. Kassen

werden abgeschafft, Waren beim Ausgang automatisch registriert, das Geld vom Konto abgebucht – natürlich mit Bonus für die Kunden. Die vorbereitende DRESSUR mit Payback-Karten war erfolgreich (Mangelhaft Dressierte sehen unter [payback.de](http://payback.de) nach.) Profile der Warenmonaden gibt es per Mausclick, der Werbemüll kann zielgenau abgeworfen werden.

RFID wird zunehmend auch dafür eingesetzt, Kontrollfunktionen auszuführen: von der Gesundheitskarte, über das Fußball-Ticket und den ÖPNV-Fahrschein bis hin zum Geldschein. Obwohl ursprünglich geplant, ist allerdings der RFID-Euro-Schein dann doch nicht gekommen. Das wäre zu schön gewesen, hätten doch die Sicherheitsbehörden eine ideale Methode zum Personen-Tracking zur Verfügung gehabt.

Wenig spaßig ist die Implantation von Funkchips unter die Haut, um auf diese Weise die Beschäftigten eines Unternehmens registrieren und kontrollieren zu können. Durch Piercing bereits konditioniert, finden manche allerdings auch nichts dabei, die Eintrittskarte für die Disko unter der Haut zu haben. Vielleicht erscheint bald die „elektronische Fußfessel“ wie ein Relikt aus einer grauen Vorzeit. Zum staatlichen und privaten Kontrollwahn passen die aktuellen Gesetze zu Vorratsdatenspeicherung und Online-Durchsuchung von Computern.

Brisant sind die gelungenen Cracking-Demonstrationen. Durch manipulierte Chips können die Daten im Zielsystem verfälscht, Geldbewegungen ausgelöst, Systemabstürze provoziert und Viren in die RFID-Serversysteme eingeschleust werden. RFID-Chips und verarbeitende RFID-Server bilden eine Systemeinheit, wobei jeder RFID-Scanner eine Dateneingabestelle darstellt. Während die Schnittstellen herkömmlicher IT-Systeme minimiert werden, um sie besser schützen zu können, ist jeder zusätzliche Scanner im RFID-System ein neues potenzielles Angriffsziel.

Horror und Befreiung liegen eng beieinander, doch die Befreiung nehmen uns die Dinge nicht ab: Das Internet der Dinge wird nur zum Kommunismus der Dinge, wenn wir es tun.

Mehr: [kurzlink.de/rfid-fiff](http://kurzlink.de/rfid-fiff),  
[kurzlink.de/rfid-verdi](http://kurzlink.de/rfid-verdi), [stoprfid.de](http://stoprfid.de)



# Zur immanenten Kritik am Wert-Abspaltungstheorem

## 1. TEIL

von Fritjof Bönold

Das Buch „Das Geschlecht des Kapitalismus“ (2000) von Roswitha Scholz lud nicht gerade zur Diskussion ein. Seine scharfen Abgrenzungen provozierten entsprechende Reaktionen. Im *Argument* 244/2002 stellt Frigga Haug fest, dass Scholz' Kritik an marxistisch-feministischen Theorien vor allem auf die wenig fruchtbare „Prüffrage“ hinausläuft, „ob sie die ‚Wert-Abspaltungstheorie‘ und die ‚fundamentale Wertkritik‘ verstanden haben“ (S. 91). Sie unterstellt Scholz sogar ein „Niedermachen von allem, was dem eigenen Gedanken nicht gehorcht“ (S. 96). Haugs Kritik an Scholz (2000) arbeitet nun aber meines Erachtens selbst auch mit einer Frage, die der Theorie von Scholz nicht gerecht wird, das heißt, diese nicht immanent kritisiert. Zudem übergeht Haug weitere Veröffentlichungen von Scholz und anderen *krisis*-Autoren. Haug befragt Scholz' Theorie nach Handlungsanweisungen. Dies kann und will ihre Theorie allerdings gar nicht wesentlich behandeln, auch wenn entsprechende Formulierungen („völlige Abschaffung“ etc.) in Scholz' Rundumschlägen vorkommen.

Zum Kern der Differenz von Scholz und Haug kommt man vermutlich über den Verweis von Haug auf Marx, dieser wolle abstrakte Arbeit *nicht* abschaffen, weil „in die Gebrauchswertproduktion Arbeitskraft eingeht, was immer gilt“ (S. 95). Hier würden Scholz und Kurz sicher widersprechen, aber auch Moishe Postone (2003) oder Kornelia Hafner (1993). Gleichzeitig geht diese Differenz wiederum an der Frage nach der Kritik der modernen Geschlechterverhältnisse vorbei, die durch das Wert-Abspaltungstheorem ja eigentlich bearbeitet werden soll.

Es scheint so, dass Scholz und Haug einander, entgegen ihren eigenen Ansprüchen, letztlich identitätslogisch behandeln: Person, Text und politischer Zusammenhang werden identifiziert, um sich besser „bekämpfen“ zu können. Insbesondere die Kritiken von Schlosser (1993), Willlutzki (1995) und Wilting (2000) wenden dieses Verfahren gegen Scholz an.

Sie „machen“ Scholz insbesondere „nieder“, indem sie das Theorem an der fragwürdigen Behauptung messen, dass der Kapitalismus das Geschlechterverhältnis nivelliert habe bzw. gerade dabei sei, dies zu tun. Diese Verfahren führen jedoch nicht weiter. Die moderate Besprechung von Behrens (2001) weist dagegen auf begriffliche „Ungereimtheiten“ des Theorems hin, auf Fragen der begrifflichen Konkretion, aber auch auf die Verwendung von Termini der Kritischen Theorie.

Im Folgenden übergehe ich die Kritiken von Scholz an anderen Theorien. Es soll allein versucht werden, das Wert-Abspaltungstheorem immanent zu kritisieren, indem Widersprüche, Leerstellen und offene Fragen des Konzepts benannt werden.

### Wert-Abspaltung

Das Wert-Abspaltungstheorem (ausführlich: Bönold 2003, S. 482-518) versteht die modernen Gesellschaften zunächst als Arbeitsgesellschaften. Arbeit ist als gesellschaftliches Zwangsprinzip zu begreifen, das zu unterscheiden ist von der überhistorischen Notwendigkeit des Stoffwechsels der Menschen mit der Natur. Arbeit, Warentausch und die Wertform erscheinen als Kapital wie ein „automatisches Subjekt“ (Marx), das die Individuen zwar freisetzt, aber gleichzeitig in eine spezifische gesellschaftliche Form von „Markt und Staat“ presst. Die modernen Gesellschaften und ihre Kategorien (Arbeit, Tausch, Subjekt-Objekt etc.) sind einem historischen Fetischzusammenhang unterworfen. Im Zuge seiner entwickelten historischen Reife sei eine Fetischkritik auf die Tagesordnung zu setzen.

Der Totalitarismus der Wertform besitzt aber nur eine scheinbare Universalität. Das Wert-Abspaltungstheorem besagt, dass Arbeit, Tausch und Wertförmigkeit eine „männliche Besetzung“ aufweisen. Was nicht im „männlichen“ Formprinzip aufgeht, wird abgespalten, abgewertet und „den Frauen“ zugeordnet. Hieraus ergibt sich ein „weiblicher“ Lebenszusammen-

hang, der für die „männliche“ Seite der Wertförmigkeit genauso Voraussetzung ist, wie die kapitalistische Produktion, der Markt und der Staat die Voraussetzungen für die „weibliche“ Seite sind: eine „gedoppelte Metaform“ (Scholz 2000, S. 59). Roswitha Scholz übernimmt zudem die theoretische Unterscheidung des Feminismus von „männlicher“ Öffentlichkeit und „weiblicher“ Privatheit und beansprucht, die bisher ungeklärte bzw. unhinterfragte Konstitution der Trennung zu begreifen. Die Wert-Abspaltung zeigt sich nach Scholz aber nicht nur in Gestalt getrennter Sphären von Tätigkeiten, sondern auch auf einer kulturell-symbolischen und einer sozialpsychologischen Ebene. Auf allen drei Ebenen finden Abspaltungen statt, die geschlechtliche Differenz und Hierarchie, das moderne Patriarchat, begründen. Scholz geht davon aus, dass die Sphärentrennung bzw. geschlechtshierarchische Arbeitsteilung ebenso wie die beiden anderen Erscheinungsebenen eine relative Selbständigkeit besitzen und so spezifischer theoretischer Instrumente bedürfen. In Gegenwartsanalysen konstatiert Scholz eine Verwilderung des Patriarchats. Einerseits wird durch die weibliche Erwerbstätigkeit bei zunehmender Massenarbeitslosigkeit weltweit das traditionelle Modell von Lohnarbeiter und Hausfrau in Frage gestellt, andererseits wird Frauen zunehmend die soziale und ökologische Verantwortung zugeteilt.

Scholz grenzt ihre Position gegen zwei Seiten ab, den Feminismus und den traditionellen Marxismus. Aus der Bestimmung moderner Geschlechterverhältnisse als Wert-Abspaltung leitet sie ihre Kritik am ontologischen Arbeitsbegriff im Feminismus ab. „Die weiblichen Reproduktionstätigkeiten haben ... einen qualitativ-inhaltlich wie der Form nach anderen Charakter als die abstrakte Arbeit; deshalb können sie auch nicht einfach unter den Arbeitsbegriff subsumiert werden.“ (Scholz 2000, S. 109) Die abgespaltenen Tätigkeiten, die Frauen zugeschrieben werden, werden zwar als „Hausarbeit“, „Beziehungsarbeit“ oder „Erziehungsar-

beit“ benannt. Diese Tätigkeiten und die dazugehörigen Dispositionen gehen aber gerade nicht in der Abstraktion *Arbeit* auf, die den „männlichen“ Formzusammenhang beschreibt. Die feministischen Theorien der geschlechtlichen Arbeitsteilung blieben auf die empirischen Erscheinungen fixiert und wagten bisher nicht, Formprinzipien zu formulieren, die die bürgerliche Gesellschaft als gleichzeitig patriarchal und kapitalistisch begreifen, so die Autorin. Der Feminismus sollte nach Scholz bzw. Trenkle (1991, 1992) weder die Arbeit affirmieren (Gleichheit) noch sich positiv auf eine scheinbare Unmittelbarkeit des Privaten (Differenz) beziehen, sondern beide „Geschlechtscharaktere“ kritisieren.

Scholz betont die Totalität moderner Gesellschaften („Wert-Abspaltung“) und widerspricht der alten marxistischen Vorstellung einer Basis („kapitalistische Produktionsweise“) und eines abgeleiteten Überbaus („Staat, Ideologie etc.“). Das moderne Geschlechterverhältnis ist nach Scholz integraler Bestandteil bürgerlicher Vergesellschaftung und keineswegs ein „Nebenwiderspruch“. Dieses Totalitätsverständnis subsumiert aber nicht „alles auf einen Begriff“, sondern versteht sich historisch gedoppelt und identitätslogisch beschränkt: Das Formprinzip kann nur bestimmt werden als *historisch* erscheinend. In seiner hierarchischen und doch nicht aufeinander reduzierbaren Zweiheit von Wert und Abspaltung ist es *gedoppelt*. Schließlich weiß sich Scholz' Totalitätsverständnis erkenntnistheoretisch *beschränkt* auf die Identitätslogik der Moderne. Das Wert-Abspaltungstheorem ist so auch nicht auf andere Gesellschaften übertragbar, sondern versteht sich als Kritik der *modernen* Geschlechterverhältnisse. Insgesamt nimmt die Abspaltungsthese der Wertformanalyse ihre herausfordernde Hermetik und hegelianische Geschlossenheit (zur Abgrenzung gegenüber „Großtheorien“, insbes. dem Marxismus als „Welterklärung“ s. Kurz (1992), S. 129–132). Sie modifiziert die Werttheorie und gibt so gleichzeitig der feministischen Theorie eine gesellschaftskritische Begründung. Ein sehr hoher und allgemeiner Anspruch also, der eine Vielzahl gesellschaftskritischer Positionen angreift.

### **Wert-Abspaltungstheorem – Leistung und Kritik**

Möglich wäre zuerst einmal die Kritik, das Wert-Abspaltungstheorem falle zurück in die Makro-Theorien der siebziger und

achtziger Jahre. Diese Kritik teile ich nicht, auch wenn ich verschiedene Probleme der Vermittlung der allgemeinen Aussagen zu anderen Theorieebenen und zur gesellschaftlichen Wirklichkeit sehe, wie ich gleich zeigen möchte. Tatsächlich versucht Scholz' Begründung moderner Geschlechterverhältnisse mit einer Formebene die Makro- wie Mikrotheorien zu unterlaufen. Das Wert-Abspaltungstheorem liefert einen Erklärungsansatz für die Trennung der Theorien in systemische Makro-Sichtweisen bzw. subjekt-handlungstheoretische Perspektiven. Die Ebene der Subjekttheorie schließt es mit ein (s. insbes. Kurz (1993)). Das Theorem versucht einerseits das Auseinanderfallen von automatischem Subjekt (Wert) und individuell-autonomen Handlungs-Subjekt („Mann“) aufzuzeigen; andererseits, wie beide Ebenen einander bedingen. Zudem weist es auf Grenzen hin, „Frauen“ von dieser Subjektform her zu begreifen.

Am Wert-Abspaltungstheorem ist weiterhin positiv herauszuheben, dass es versucht, sich der Enthistorisierung und Naturalisierung der modernen Geschlechterverhältnisse entgegenzustellen. Insofern setzt es die poststrukturalistische Dekonstruktion von modernen Selbstverständlichkeiten fort. Dabei gerät der Ansatz von Scholz bzw. der *krisis*-Gruppe aber nicht in ein Niemandsland der bunten Vielfalt und des *anything goes*, weil er sich selbst als Teil der modernen Verhältnisse begreift. Diese werden in ihrer Totalität allerdings erst in ihrer Krise sichtbar, sodass Scholz ältere Theorie-Ansätze nicht als bloße Fehler versteht, sondern, wie sich selbst, als Ausdruck ihrer Verhältnisse. (Falsch wäre es aber, diese Ansätze ausschließlich als Ausdruck dieser Verhältnisse zu betrachten.) Neben einigen anderen Vorzügen, auf die ich hier nicht weiter eingehe, sehe ich jedoch auch Leerstellen und immanente Probleme im Wert-Abspaltungstheorem.

### **Geschlecht, Sexualität und Familie**

Was versteht das Wert-Abspaltungstheorem unter „Geschlecht“? Scholz übergeht im Wesentlichen die Argumente der feministischen Debatte zum Verhältnis von *sex* und *gender* und ordnet etwa Butlers Theoriekonzept ebenso wie „die“ Ethnomethodologie (im Verein mit neofaschistischen und sonstigen Ausschreitungen von Jugendlichen!) „in den aus den Achtzigern herüberkommenden Simulations-Zeitgeist“ (1995, S. 35) ein. Sie geht von einem

biologischen Geschlechtsunterschied aus, der kulturell überformt wird, von „biologischen Tatsachen“ und einer „physiologischen Zweigeschlechtlichkeit“, die „jeweils bewertet“ werden und die Grundlage der „kulturellen Geschlechtervorstellung“ bilden (2000, S. 96). Was hier „Grundlage“ und „Tatsachen“ meint, wird nicht ausgeführt, so auch nicht, welche Funktion „sex“ als analytische Kategorie“ (1995, S. 64) für das Wert-Abspaltungstheorem hat. Scholz verweist allerdings auf die Position von Holland-Cunz (Soziales Subjekt Natur. Frankfurt 1994). Wenn sie einen allgemeinen Zusammenhang von Wertform und den Gegensätzen von Kultur/Geist/Form zu Natur/Materie/Inhalt annimmt, bleibt dies Behauptung. Sie untersucht diese Gegensätze weder begrifflich noch z.B. in der Geschichte der Philosophie, Biologie oder Physiologie (und übergeht damit deren meines Erachtens zentrale Bedeutung für die modernen Geschlechterverhältnisse. Die historische Genese wird als Sphären-trennung oder allein als diskursiv-symbolische Hierarchie zwischen Männlichem und Weiblichem verhandelt. Dazu verweist sie auf feministische Studien wie die von Heintz/ Honegger (1981) oder Ben-ent (1985)). So scheint es widersprüchlich, wenn Scholz trotz einer unterstellten biologischen Zweigeschlechtlichkeit von einem „postmoderne(n) Ein-Geschlecht-Modell“ (2000, S. 40) spricht bzw. davon, dass Zweigeschlechtlichkeit „längst obsolet geworden“ ist (1997, S. 49). Eine nähere Thematisierung der naturalisierenden Wirkung einer (auch theoretischen) Rede von „den Männern und den Frauen“ fehlt bei Scholz bisher. Folge dieser Unklarheit ist damit auch, dass das Wert-Abspaltungstheorem Geschlechtlichkeiten im Plural, nicht thematisieren kann, also, grob gesagt, Handlungsstrukturen auch kollektiver Subjekte, wobei ich Geschlecht als eine Praxis von modernen Individuen ansehe (vgl. Bönold (2003), S. 47ff.). Scholz hat keine Begriffe, um die Unterschiede und Hierarchien zwischen Frauen bzw. zwischen Männern zu benennen. Dies führt zu weiteren Problemen: Wenn Scholz beispielsweise sozialpsychologisch argumentiert, erscheinen die Individuen stereotyp vergeschlechtlicht als „Mann“ oder „Frau“. Dies ist selbst für die Periode der klassischen Abspaltung nicht akzeptabel. Für die „Postmoderne“ wird es sogar unlogisch: Scholz hatte mit Chodorow (1985) argumentiert, dass die Betreuung der Kleinkinder durch Mütter den „Grund“ der geschlechtsspe-

zifischen Identitäten bildet. Da, nach Scholz, in der Postmoderne weiterhin die Frauen für die Kinderbetreuung zuständig sind, dürfte es aber zu keinen wesentlichen sozialpsychologischen Veränderungen kommen. Dies steht aber in Widerspruch zu ihrer Behauptung, dass es in der Postmoderne zu einer Auflösung der starren Zweigeschlechtlichkeit („gleichgeschlechtliche Gefühlscodes“ – 2000, S. 86) und der Zwangsheterosexualität kommt.

Solche empirische Zweifel und Widersprüche finden sich auch in den anderen Belegen für die These der Verwilderung des Patriarchats. So spricht Scholz z.B. pauschalierend von der „Auflösung der Familie“ (2000, S. 129, 133 und 177, anders noch 1992, S. 38) oder einer „verfallenden Kleinfamilie“ (2000, S. 23) – für die ganze Welt! Solche empirische Aussagen sind sehr erläuterungsbedürftig, zumal die angeführten Beispiele von Geschlechtermodellen aus den Massenmedien der neunziger Jahre stammen, während die Daten zur Individualisierungsthese von Ulrich Beck, die sie ebenfalls als Beleg für die Verwilderungsthese anführt, aus der Zeit vom Ende der sechziger bis Anfang der achtziger Jahren stammen. Wenn Belege aus den Massenmedien empirische Verhältnisse illustrieren sollen, so wäre zudem deren Rolle zu reflektieren. Es bleibt letztlich unklar, ob die behaupteten Veränderungen die Einstellungen und Normen in der Bevölkerung betreffen oder aber materielle Anerkennungsprozesse z.B. von Seiten des Staates vorliegen oder sonstige Ebenen gesellschaftlicher Wirklichkeit eine Rolle spielen.

Während Scholz unkritisch die These vom Zerfall der Familie fortschreibt, kommt sie auch auf die Heterosexualitäts-Norm im modernen Geschlechterverhältnis zu sprechen, was sie sonst in der Regel übergeht. Historisch sind Hetero- und Homosexualität als wissenschaftliche Identitätskonstrukte aber nicht „gleichsprünglich“ (2000, S. 148), wie sie fälschlich suggeriert. Sie sind dies höchstens begrifflich-logisch. Denn erst Ende des 19. Jahrhunderts setzen R. v. Krafft-Ebing und A. Schrenk-Notzing die Definition von (männlicher) Homosexualität als (perverse) Identität, nicht als eine Handlung, durch. Dagegen tritt wenig später die Wissenschaft von K. H. Ulrich und H. M. Hirschfeld an, nach der Homosexualität ein Naturphänomen und keine Krankheit ist. Weibliche Homosexualität wurde noch später wissenschaftlich definiert und diszipliniert. Vgl. Ariès/Béjin (1990), Schmidt (2000) und Eder (2002).

Die Norm der (Hetero-) Sexualität hat bei Scholz allerdings keine besondere Bedeutung. Das Verhältnis von Hetero- zu (männlicher und weiblicher) Homosexualität betrachtet sie nicht. Insofern Sexualität einen Zwang darstellt, setzt sie auf provozierende Weise sogar Hetero- und Homosexualität für die Gegenwart gleich: „So gesehen könnte genauso gut von weiblicher und männlicher Zwangshomosexualität wie von Zwangsheterosexualität gesprochen werden. In der Postmoderne aber muss die alte Geschlechterdichotomie nicht mehr in Frage gestellt werden, weil es sie schlichtweg nicht mehr gibt; sie ist den neuen Globalisierungsverhältnissen eines zunehmend krisengeschüttelten warenproduzierenden Patriarchats einfach nicht mehr angemessen. In diesem Zusammenhang spricht auch einiges dafür, dass die heutige Attraktivität des Transi-Seins viel mit der Verdrängung des grauen Krisenalltags und der damit zusammenhängenden düsteren Zukunftsaussichten zu tun hat.“ (Scholz 2000, S. 149)

Ein Stück vorher wird viel leiser gesagt: „Meines Erachtens hat eine gewisse Lockerung (nicht: Aufhebung) zwangsheterosexueller Normen viel mit der Notwendigkeit von Flexi-Identitäten im Zuge von kapitalistischen Globalisierungsprozessen zu tun.“ (Scholz 2000, S. 147, Klammer im Original) Der Zusammenhang wird nur durch den Hinweis auf „eine Wohlstands-Individualisierung“ und „eine weitgehende Säkularisierung“ (ebd.) in den Metropolen angedeutet, bleibt aber letztlich offen. Auch der Zusammenhang der Institutionen Familie und Heterosexualität bleibt unklar.

Solche Reduktionen und Widersprüche der Argumentation lassen das Wert-Abspaltungstheorem „fleischlos“ bzw. unvermittelt mit der Wirklichkeit erscheinen. Die Kritik von Scholz an der Frauenforschung in der Sozialwissenschaft, diese blende den gesellschaftlichen Formzusammenhang aus, wäre insofern auch umzukehren, als Scholz soziologische bzw. sozialpsychologische Zusammenhänge sehr selektiv liest.

### **Geschlechtliche Besetzungen, Geschlechterhierarchie und die Unbestimmbarkeit des Abgespaltenen**

Neben diesen Problemen, die den Begriff wie die Empirie des „Gegenstandes“ betreffen, sehe ich als theoretisches Hauptproblem des Wert-Abspaltungstheorems, wie die geschlechtliche Besetzung von



Wert bzw. Abspaltung konkret verstanden werden kann. Das Wert-Abspaltungstheorem steht und fällt damit, dass die Analogisierung von Wert und Mann/Männlichkeit bzw. Abspaltung und Weiblichkeit expliziert wird. Wertformanalyse bleibt „leeres Begriffsgeklapper“, solange nicht historisch veranschaulicht und belegt wird, was die Begriffe erst als konkret (gesättigte) allgemeine erweist. Zuerst müssen die Begriffe freilich einmal entfaltet werden.

Was genau ist es, das „einfach nicht warenförmig geregelt werden (kann)“ (Scholz 1993, S. 36) und damit „abgespalten“ wird? Der Text legt nahe, die Antwort zunächst in unterschiedlichen Tätigkeitsformen und sich daraus ergebenden „Sphären“ zu suchen (vgl. z.B. Scholz (2000), S. 108 oder 114): So findet man geschlechtstypisch besetzte Tätigkeitsformen wie die „Hausarbeit“ und Kindererziehung als typische Tätigkeiten von Frauen oder die „männliche“, öffentliche Sphäre. Scholz ordnet also Tätigkeiten und Sphären einerseits der Wertform bzw. der Abspaltung zu. Andererseits dürfe man dies aber nicht soziologisch missverstehen; die Wert-Abspaltung sei auf der gesellschaftlichen Oberfläche nur bedingt nachzuweisen, so Scholz.

Zwar sei die Abspaltung nicht auf „den Begriff“ zu bringen, dennoch zeige sie sich – beispielsweise an den Tätigkeiten, die sich um den Konsum drehen. Nach Scholz und Kurz fällt die Konsumtion von Waren aus der Wertlogik heraus (vgl. Kurz (1992), S. 141ff., Scholz (2000), S. 20f. und 109). Die Selbstverwertungsbewegung des Kapitals degradiert die Waren zu Zwischenstationen der Bewegung des Werts. Werden die zur privaten Reproduktion gekauften Waren konsumiert, so fallen diese ebenso wie „die damit verbundenen vor- und nachgelagerten Tätigkeiten“ (Scholz 2000, S. 20) „aus dem ökonomischen Formzusammenhang heraus“ (ebd.). Das stimmt nun aber nicht bzw. nur bedingt. Der Konsum von Waren und die damit verbundenen Tätigkeiten führen nicht nur aus der Warenbewegung heraus, sondern gleichzeitig in sie zurück, da sie produktiver Konsum sind, das heißt, den Wert der Arbeitskraft produzieren. Weiterhin produziert sich das bürgerliche Subjekt in seinen Bedürfnissen, Wün-

schen, der „Sinnstiftung“ etc. über den Konsum und die „Kulturindustrie“ (Horkheimer/Adorno). Konsum ist zentrale Reproduktionsform bürgerlicher Subjektivität (s.a. Bösch (2000), S. 118ff.). Davon bleibt unberührt, dass der Konsum und das berühmte „Braten des Schnitzels der Hausfrau für ihren Gatten“ Momente besitzen, die nicht durch polit-ökonomische und subjekt-kritische Bestimmungen erfasst werden können.

Ein weiterer Versuch, Wert und Abspaltung Phänomenen der „soziologischen Oberfläche“ zuzuordnen, findet sich in „Das Geschlecht des Kapitalismus“ (2000). Hier verweist Scholz auf zwei gegensätzliche „Zeitlogiken“ der Tätigkeitsformen: eine männliche Logik des Zeit-Sparens und eine weibliche der Zeit-Verausgabung (S. 92–94 und 116). Auch dieser Rückgriff auf eine je nach Tätigkeitsform spezifische Zeitlogik erläutert diese Zuordnungen begrifflich meines Erachtens weiter nicht, sondern bleibt phänomenologisch. Zudem lassen sich eine Vielzahl an Beispielen und Strukturen finden, die der These zweier Zeitlogiken widersprechen.

So zwingt bekanntlich die Hektik einer Hausfrau und die Länge ihres „Arbeits-tags“ durchaus zur Zeitersparnis, ja die „methodische Lebensführung“ und „Selbstdisziplinierung“ der Menschen in der Moderne hat sich immer auch im Privaten und gerade dort vollzogen (vgl. beispielsweise für die Sexualität Foucault (1977) und bei Scholz selbst: (1992), S. 20 Fn. 2.), während so mancher Arbeitstag damit „rumgebracht“ wird, die Zeit „totzuschlagen“. Das soll heißen: Mit einer phänomenologischen Darstellung („Zeit sparen bzw. ausgeben“) sind keine präzisen Abgrenzungen der Tätigkeitsformen möglich. Dies wäre vermutlich nur durch eine begriffliche Vermittlung mit den Begriffen der allgemeinen Ebene zu erreichen. Der laut Scholz von Frigga Haug stammende Begriffsentwurf unterschiedlicher Zeitlogiken in Beruf und Haushalt ist deshalb aber nicht gleich zu verwerfen. Ich will, wie oben anhand des Konsums, aber zeigen, dass er bisher unzureichend entfaltet ist. Auffällig ist, dass diese Versuche, allgemeine Ebene und Tätigkeitsformen zu analogisieren, auch ohne den Abspaltungsbegriff auskommen. Scholz gebraucht ihn dabei höchstens metaphorisch und könnte ihn durch einen anderen Ausdruck mit ähnlicher Bedeutung ersetzen. So stiftet er begrifflich deshalb eher Verwirrung.

Geht man also davon aus, dass die geschlechtlichen Besetzungen (bisher) nicht

(allein) substanziell zu fassen bzw. abzuleiten sind, so bleibt die Frage der Relationen, die zur Bestimmung und Vermittlung beitragen könnten. Man gelangt damit zur Frage, welchen Charakter die Hierarchie im Geschlechterverhältnis hat. Das Wert-Abspaltungstheorem geht davon aus, dass neben der theoretischen wie empirischen Gleichursprünglichkeit oder Parallelität die Wert-Abspaltung ein hierarchisches, ein „patriarchales“ Verhältnis darstellt: „Das weibliche Abgespaltene ist ... das Andere der Warenform als ein für sich stehendes; andererseits bleibt es aber unselbständig und minder bewertet, gerade weil es sich um das abgespaltene Moment im Zusammenhang der gesellschaftlichen Gesamtproduktion handelt.“ (Scholz 2000, S. 21) Das Macht- bzw. Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern, das Patriarchat, resultiert nach Scholz aus einer Dominanz des Werts („Markt und Staat“) gegenüber der restlichen, „minder bewerteten“ Gesellschaft. Hier kulminiert nun aber die Bestimmung der Abspaltung zu einer paradoxen Formulierung: „Gegenüber der männlich besetzten, realabstraktiven Form repräsentiert das abgespaltene Weibliche nicht die andere, befreite, konkret-gesellschaftliche Form, sondern vielmehr das ‚Andere‘ der Form selber und überhaupt, d.h. die Formlosigkeit. Die realabstraktive, totalisierende Warenform duldet keine andere Form neben sich; sie rächt sich an dem, was sie nicht vollends aufsaugen und integrieren kann, indem sie es zur Formlosigkeit degradiert.“ (Kurz 1992, S. 144) Die „Form der Formlosigkeit“ (Scholz 2000, S. 21) ist der „stille Winkel, das Nicht-Systemische des Systems“. (Kurz 1992, S. 125) Ist also die weibliche Abspaltung unbestimmbar?

Die hierarchischen Relationen im Geschlechterverhältnis werden offenbar von einem erkenntnistheoretischen Problem bestimmt. Kurz und Scholz problematisieren die Möglichkeiten, das Abgespaltene zu erkennen, generell. So kann man die erkenntniskritische Position des Wert-Abspaltungstheorems in drei Punkten zusammenfassen: Erstens stellt sie theoretische Produktionen, ihre eigene unbegriffen, in historischen Zusammenhängen dar. Diese Kontextualisierung relativiert die scheinbare Autonomie des theoretischen Subjekts und zeigt seine/ihre Vermitteltheit mit dem Objekt. Zweitens betont Scholz in Anlehnung an Adornos Erkenntnistheorie, dass die Individuen nicht in den modernen Zuordnungen identitätslogisch aufgehen. (vgl. Scholz (2000),

S. 174ff.) Es „muss ... davon ausgegangen werden, dass die gesellschaftlichen Einzelnen weder in den gesellschaftlichen Strukturen aufgehen noch dass sie sich diesen entziehen können“. (Ebd., S. 175) Zum Dritten betont nun Scholz (2000, S. 20ff.) zusammen mit Kurz (1992), dass die „männliche“ Besetzung der Wissenschaft zur Folge hatte, dass die Abspaltung/das Weibliche nicht wahrgenommen wurde. Sie bezweifeln sogar prinzipiell, das abgespaltene Weibliche mit begrifflichen Denkformen verstehen zu können. „Weil die Theorie selber ein Resultat der Abspaltung im historischen Prozess ist, kann sie weder den Vorgang der Abspaltung noch das Abgespaltene als eigenen gesellschaftlichen Raum erfassen.“ (Kurz 1992, S. 126) So ist beispielsweise „das definitivische, klassifizierende und hierarchisierende Denken“ (ebd.) gefangen in der Unterscheidung innen/außen. Das Abgespaltene sei nun aber weder innerhalb noch außerhalb der Warenform: „Das Paradoxon ist gerade die Immanenz der Abspaltung, die mit Begriffsbildungen wie ‚dunkle Rückseite‘ oder ‚immanentes Gegenteil‘ nur unzulänglich angedeutet werden kann.“ (Ebd.) Die ‚Bestimmung‘ des vom Wert Abgespaltene sei paradox bzw. letztlich nicht durchführbar.

Nun kann nicht geleugnet werden, dass begriffliches Denken und logisches Schlussfolgern im Abendland durch Männer und die Wertform geprägt wurde. Andererseits ist zu bezweifeln, ob es damit *notwendig* zum Ausschluss sämtlicher anderer Erkenntnismöglichkeiten kam. Außerdem bleibt die Frage, unter welchen Umständen die Identität von Denk- und Warenform erkannt werden kann, wenn sie einem Fetischzusammenhang entspringt. Neben diesen allgemeinen Fragen fällt für Scholz' eigene Theorieproduktion eine Ambivalenz auf, die zumindest Zweifel an der Unbestimmbarkeit des Weiblichen aufkommen lassen kann. So spricht Scholz einerseits in der Tradition der Frauenforschung, aus der ihre Fragen und Begriffe kommen. Andererseits beweist doch aber dieselbe Frauenforschung, dass es möglich ist, die Lebenswelt und die Erfahrungen von Frauen zur Sprache zu bringen. Weiblichkeit war zwar aus gutem Grund für Freud ein Rätsel, aber für Chodorow eben nicht mehr (in dieser Form). Zudem bleibt daran zu erinnern, dass jede Vernunftkritik als Kritik wie als Kritik der Vernunft eben dieser notwendig verbunden bleibt: Dass Bestimmungen des Abgespaltene möglich sind, machen diese (zusammen mit Männlichkeit) ja erst kriti-

sierbar! Wäre die Abspaltung unbestimmbar, so könnte Scholz z.B. auch nicht sinnvoll von einer „Dialektik von Wert und Abspaltung“ sprechen. Ist „Abspaltung“ also ein Nicht-Begriff? Tatsächlich sind gewisse Tätigkeiten von „Frauen“, ihre Rolle in der patriarchalen Symbolordnung oder auch typische Sozialisationsprozesse durchaus (auch im Sinne des Theorems) bestimmbar, nämlich diejenigen, die sich auf Markt und Staat direkt beziehen. Abspaltung und „Frauen“ sind also nicht das Gleiche, können nicht einfach analog gesetzt werden. Wo liegt aber dann die Grenze der Abspaltung? Ist nicht von verschiedenen Weiblichkeiten zu sprechen und von verschiedenen Stufen der Abgrenzung, das heißt auch von einer gestuften Hierarchie? Wäre es nicht sinnvoller, diese Stufen zu unterscheiden, statt von einer Abspaltung zu sprechen?

Die Aussage, dass sich „etwas“ der Wertform „letztlich widersetzt“, wird also von Scholz nicht konkretisiert, weder substantiell, relational noch auf anderer Ebene funktional. Entsprechend fehlt z.B. eine Geschichte der Okkupation jener Tätigkeiten, die zunächst im Privaten erledigt wurden. Weil dem Begriff Kriterien fehlen, an denen zu messen wäre, was sich der Wertform widersetzt und weshalb, bleibt die Empirie reduziert auf Beispiele und Andeutungen. Auch die zentrale Frage der Vermittlung der geschlechtlichen Besetzung (zur Ebene von gesellschaftlichen Tätigkeiten etc.) bleibt also meines Erachtens bisher begrifflich (und damit historisch-empirisch) unbeantwortet.

### Literatur

- Adorno, T.W.: *Negative Dialektik*. Frankfurt 1966
- Ariès, P./Béjün, A. (Hg.): *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland*. Frankfurt 1990
- Annuß, E.: *Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom*. In: *Das Argument*. H. 216/1996, S. 505-524
- Becker-Schmidt, R.: *Neue Ansprüche, alte Muster in modernen Paarbeziehungen: Anmerkungen zum Diskurs von der Krise der Familie*. In: Breitenbach, E. / Bürmann, I. / Liebsch, K. / Micus-Loos, C. (Hg.): *Geschlechterforschung als Kritik*. Bielefeld 2002, S. 139-148
- Behrens, R.: (Rezension). In: *Das Argument*. H. 239/2001, S. 100-102
- Bem, S.: *The Measurement of Psychological Androgyny*. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology*. 1974, S. 155-162
- Bennett, H.: *Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Kultur und Gesellschaft*. Frankfurt New York 1985
- Bönold, F.: *Geschlecht Subjekt Erziehung. Zur Kritik und pädagogischen Bedeutung von Geschlechtlichkeit in der Moderne*. Herbolzheim (Centaurus Verlag) 2003
- Bösch, R.: *Über eine Theorie des Mangels. Zur Psychoanalyse von Jacques Lacan – Teil 1*. In: *krisis*. H. 21/22 1998, S. 137-190
- Bösch, R.: *Zwischen Allmacht und Ohnmacht. Zur Psychopathologie des bürgerlichen (d.h. männlichen) Subjekts*. In: *krisis*. H. 23/2000, S. 99-120
- Braun, C. v.: *Nicht-Ich. Logik Lüge Libido*. Frankfurt/M. 19997 (1. Aufl. 1985)
- Chodorow, N.: *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München 1985
- Eder, F.X.: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München 2002
- Foucault, M.: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. 1*. Frankfurt 1977
- Giddens, A.: *Der Wandel der Intimität, Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt 1993
- Hafner, K.: *Gebrauchswertfetischismus*. In: Behrens, D.: *Gesellschaft und Erkenntnis. Zur materialistischen Erkenntnis- und Ökonomiekritik*. Freiburg 1993, S. 59-88
- Hagemann-White, C.: *Sozialisation: Weiblich - Männlich? Opladen* 1984
- Haug, F.: *Wert-Abspaltung statt Arbeitsreligion. Zu Roswitha Scholz*. In: *Das Argument*. H. 244/2002, S. 91-97
- Hausen, K.: *Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“ – Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, W.: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart 1976, S. 161-191
- Hauser, K.: *Strukturwandel des Privaten? Das „Geheimnis des Weibes“ als Vergesellschaftungsrätsel*. Westberlin Hamburg 1987
- Heintz, B./Honegger, C. (Hg.): *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Frankfurt 1981
- Knapp, G.-A.: *Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion*. In: Knapp, G.-A. / Wetterer, B. (Hg.): *Traditionen Brüche*. Freiburg 1992, S. 287-325
- Kurz, R.: *Geschlechtsfetischismus. Anmerkungen zur Logik von Weiblichkeit und Männlichkeit*. In: *krisis*. H. 12/1992, S. 117-161
- Kurz, R.: *Subjektlose Herrschaft. Zur Aufhebung einer verkürzten Gesellschaftskritik*. In: *krisis*. H. 13/1993, S. 17-94
- Kurz, R.: *Postmarxismus und Arbeitsfetisch. Zum historischen Widerspruch in der Marxschen Theorie*. In: *krisis*. H. 15/1995, S. 95-125
- Laqueur, T.: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt 1992
- Postone, M.: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*. Freiburg 2003
- Schlosser, R.: *Nürnberger Allerlei. Eine Polemik gegen das in krisis Nr. 12 entwickelte Abspaltungstheorem*. In: *Spezial*. H. 7/1993, S. 19-39 bzw. auf: [http://www.rs002.de/Soziale\\_Emanzipation/\\_private/Krisis-Allerlei.pdf](http://www.rs002.de/Soziale_Emanzipation/_private/Krisis-Allerlei.pdf)
- Bedingungen sozialer Emanzipation*. Robert Schlossers Werkstatt
- Schmidt, G.: *Sexualwissenschaft*. In: Braun, C. v./Stephan, I. (Hg.): *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart Weimar 2000, S. 180-192
- Scholz, R.: *Der Wert ist der Mann. Thesen zu Wertgesellschaft und Geschlechterverhältnis*. In: *krisis*. H. 12/1992, S. 19-52
- Scholz, R.: *Die Maske des roten Todes. Kasino-kapitalismus, Frauenbewegung und Dekonstruktion*. In: *krisis*. H. 15/1995a, S. 27-78
- Scholz, R.: *Die Metamorphosen des teutonischen Yuppie. Wohlstandschauvinismus, 90er-Jahre-Linke und kasinokapitalistischer Antisemitismus*. In: *krisis*. H. 16/17 1995b; S. 127-160
- Scholz, R.: *Die Verwilderung des Patriarchats in der Postmoderne*. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*. H. 3/4 1997, S. 31-51 (überarbeitet in: *krisis*. H. 21/22 1998, S. 84-113)
- Scholz, R.: *Wert und Geschlechterverhältnis*. In: *Streifzüge*. (Zeitschrift aus Wien) H. 2/1999, S. 7-10
- Scholz, R.: *Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats*. Bad Honnef 2000
- Spence, J.T./Helmreich, R. L.: *Masculinity & femininity. Their Psychological Dimensions, Correlates, and Antecedents*. Austin, Texas 1978
- Trenkle, N.: *Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit. Die Gleichheitsforderung als Auslaufmodell*. In: *krisis*. H. 11/1991, S. 128-160
- Trenkle, N.: *Differenz und Gleichheit. Zur Kritik eines falschen Gegensatzes*. In: *krisis*. H. 12/1992, S. 99-115
- Trenkle, N.: *Fragmente einer Selbstkritik der Männlichkeit*. In: *krisis*. H. 13/1993, S. 95-117
- Willutzki, J.: *Die Antiquiertheit des Begriffes „Patriarchat“*. In: Bindseil, I./Noll, M.: *Frauen IV: Foucault und Fantasie*. Freiburg 1995, S. 59-74
- Wiltung, N.: *Grundprinzip: Abspaltung. Roswitha Scholz hat das Geschlecht der Gesellschaft entdeckt*. In: *Bahamas*. H. 33/2000, S. 48-52

# Kapitulation

von Roger Behrens

Uns älteren Repräsentanten dessen, wofür der Name Frankfurter Schule sich eingebürgert hat, wird neuerdings gern der Vorwurf der Resignation gemacht. Wir hätten zwar Elemente einer kritischen Theorie der Gesellschaft entwickelt, wären aber nicht bereit, daraus die praktischen Konsequenzen zu ziehen“, formuliert vor vierzig Jahren, zur Hochzeit der internationalen Protestbewegungen, Theodor W. Adorno; gegen die Resignation verteidigt Adorno das kritische Denken selbst: als Moment von „Glück, das im Auge des Denkenden aufgeht.“ Adorno, der, der noch im selben Jahr (1969) stirbt, blieb erspart, mitzubekommen, wie sich einerseits Frankfurter Schule als Name für kritische Theorie zum bloßen akademischen Etikett als Ersatz für kritisches Denken verkehrte, wie andererseits damit der kritischen Theorie der Gesellschaft, um die es hier geht, von eben denjenigen die Radikalität entzogen wurde, gegen die sich Adorno damals zur Rechtfertigung gezwungen sah: der Aktionismus, der vor allem von deutschen ‚68ern‘ zur Diffamierung gegen Theorie überhaupt gewendet wurde, führte nicht zur Revolution, sondern zur Stabilisierung der Herrschaftsverhältnisse, denen eben der Aktionismus sich ähnlich machte. Der kurze Weg des Terrorismus wurde konterkariert durch den langen Marsch durch die Institutionen, der im Außenministerium endete. Den biografischen Bekenntnissen zu ‚68‘, die der bürgerlichen Geschichtsschreibung mittlerweile zum Selbstverständnis geworden sind, zum Trotz: Es ist erstaunlich, wie wenig Kontinuität es in der Linken nach ‚68‘ gegeben hat. Anders gesagt: Wenn Marx und Engels den Kommunismus *als Bewegung* bestimmten, dann muss man sich eingestehen, dass es *diesen* Kommunismus nie gegeben hat; allerhöchstens und bestenfalls gab und gibt es Kommunisten, die sich bewegen. Das hat auch sein Gutes und war gerade wegen der Politik der (deutschen) ‚68er‘ nötig, dass gewissermaßen das kommunistische Rad in den letzten vierzig Jahren immer wieder neu erfunden wurde. Dazu gehört, dass die Frage der kulturellen Selbstverortung erst sehr spät überhaupt gestellt und noch später versuchsweise

beantwortet wurde: Was in den Ländern wie vor allem den USA, in denen die Kulturindustrie in der Gesellschaft konstitutiv verankert war, schon seit den späten fünfziger Jahren konsequent politisch reflektiert wurde, wurde in Deutschland erst in den siebziger Jahren als Problem virulent; und erst in den neunziger Jahren gab es erstmals eine ernst zu nehmende Praxis von Politik und Kunst im popkulturellen Sinne. Was allerdings nur ein Anfang war, galt kurzerhand als letzter Schluss und verlor rasch im Namen von Diskurspop und Kulturlinker jede Möglichkeit radikaler Kritik. Will sagen: Vier Jahrzehnte nach ‚68‘ wiederholte sich der politische Aktionismus als (sub)kultureller. Auch diese Bewegung ging an ihrer Bewegungslosigkeit zugrunde: politisch ohne Bedeutung, ästhetisch ohne Belang.

1992 soll in einer Rezension von Cpt. Kirk & ‚s ‚Reformhölle‘ und Blumfelds ‚Ich-Maschine‘ erstmals von der Hamburger Schule die Rede gewesen sein. Bezeichnend ist, dass Cpt. Kirk & sich schon kurz danach auflösten, während der Begriff der Hamburger Schule erst richtig seine popdiskursive Wirkung entfaltete: ab 1993 insbesondere mit der Band Tocotronic verbunden. Der Niedergang der Hamburger Schule ist dann schon für die ausgehenden Neunziger proklamiert worden; weil und während der Popmainstream gerade erst das brauchbare Etikett für sich entdeckte. Die Banalisierung von politischen Ansprüchen und ästhetischen Ideen machte sich auch bei Blumfeld und ähnlichen Bands bemerkbar; der Zusammenbruch von Form und Inhalt wurde schließlich konsequent bis zur Bandauflösung vorangetrieben. – Doch im letzten Jahr, 2007, in dem Blumfeld ihren Abgesang zelebrierten, konterten Tocotronic geschickt mit einem ‚Kapitulation‘ betitelten Album. Man mag da an Adornos Satz denken und aktualisieren: „Uns älteren Repräsentanten dessen, wofür der Name Hamburger Schule sich eingebürgert hat, wird neuerdings gern der Vorwurf der Kapitulation gemacht. Wir hätten zwar Elemente einer subversiven Popästhetik entwickelt, wären aber nicht bereit, daraus die praktischen Konsequenzen zu ziehen.“

Bemerkenswert ist indes, dass das Album musikalisch alles andere als eine Kapitulation ist. Im Gegenteil: Es hört sich vielmehr an wie eine höchst gelungene Würdigung des ästhetischen Programms der endgültig verstorbenen Hamburger Schule – aber eben kein Nachruf, sondern eine gute Erbschaft. Die Gitarren sind verzerrt und dröhnen, die Riffs hingegen sind klar und eindringlich. Dass vielen diese Platte als Album des Jahres gilt, womit Tocotronic jetzt bei dem Nachfolger ‚Kapitulation Live‘ auch Werbung machen, klingt freilich für eine Kapitulationserklärung, wenn sie denn gemeint sein soll, recht paradox. Doch sie ist gemeint: Das macht unmissverständlich der erste Song deutlich, ja die ersten hier gesungenen Worte: „Mein Ruin das ist zunächst, etwas das gewachsen ist, wie eine Welle die mich trägt, und mich dann unter sich begräbt.“ Und im nächsten Song heißt es programmatisch: „Lasst uns an alle appellieren: Wir müssen kapitulieren.“

Das Wort Kapitulation gehört mittlerweile zum militärischen Vokabular der Politik und meint den Vertrag, mit dem sich eine Truppe ergibt, oder das Sich-Ergeben selbst. So und in der veralteten Bedeutung „Dienstverlängerungsvertrag eines Soldaten“ entstammt Kapitulation demselben Kontext des Militärjargons wie das Wort Avantgarde (Vorhut, die dem Haupttheer vorausgeht und als erste Truppe Feindkontakt hat). Um neunzehnhundert etabliert sich das Wort Avantgarde für künstlerische und politische Bewegungen, die ihrer Zeit voraus sind: Die Avantgarden gehören zum Prozess der Modernisierung, schließlich auch zum Scheitern der Moderne. Bis heute gibt es immer wieder Versuche, die künstlerischen Avantgarden zu neuem Leben zu erwecken; doch ohne radikale soziale Bewegungen bleiben die ästhetischen Strategien ohnmächtig. Umgekehrt bleibt aber auch die Politik ohne kulturelle Praxis machtlos. Dass dies auch die Erfahrung der neunziger Jahre ist, die durch Modelle wie eben das der Hamburger Schule geprägt waren, kann als erweiterte Bedeutung des Begriffs der Kapitulation verstanden werden: nicht mehr Avantgarden bestimmen Kunst und Politik, sondern Kapitulationen.

# Kinder

NOTIZEN AUS DER BEGRIFFSWERKSTATT (2)

von Ulrich Enderwitz

**K**inder sind Mangelware – und das in keinem ganz unmetaphorischen Sinn, wie die Bemühungen, dem Mangel abzu- helfen, beweisen, die zunehmenden Wer- bekampagnen fürs Kinderkriegen und Kinderhaben, die Fernsehspots und Re- klametafeln, die, statt Autos, Waschmittel und Süßigkeiten zu plakatieren, fröhliche Kinder und Genrebilder vom Eltern Glück und vom Familienidyll malen. Dass bei der Ware Kind die Reklame anders als bei den üblichen Waren die Adressaten nicht als gesellschaftliche Konsumenten zum Gang auf den Markt zu motivieren, sondern als persönliche Produzenten zum Gang ins Bett zu bewegen dient – dieser Unter- schied erklärt sich aus den besonderen Produktionsbedingungen dieser Ware und fällt gegenüber ihrer Gleichartigkeit mit den anderen Waren, die eben ihre Integra- tion in den Reklamezusammenhang, eben die Tatsache stiftet, dass für sie kommer- ziell geworben wird, kaum ins Gewicht.

## Unlust

Dabei ist der reklamatorische Kampf gegen die Fortpflanzungsunlust in unse- ren hochindustrialisierten Konsumgesell- schaften ein Kampf gegen Windmühlen- flügel, da sich die Unlust doch ganz fol- gerichtig aus der Beschaffenheit dieser Gesellschaften ergibt, eine quasi natürli- che Konsequenz der die letzteren durch- waltenden Logik ist. In Gesellschaften wie den unseren, in denen relativer Überfluss, ein Armut zur marginalen Erscheinung, zum Stigma von Minderheiten machen- der Reichtum, herrscht, entfallen die wichtigsten Motive fürs Kinderkriegen. Nicht nur werden Kinder nicht mehr für die Alterssicherung, sprich, dafür ge- braucht, die alt und arbeitsunfähig ge- wordenen Eltern als quasi Kinder zweiter Ordnung durchzufüttern, in einer Situa- tion, in der die direktem staatlich-recht- lichem Schutz unterstellte Kleinfamilie als sprichwörtliche Keimzelle der Gesell- schaft in einem weitgehend gefahrlosen Naturmilieu friedlich mit ihresgleichen koexistiert, spielt außerdem eine mög- lichst zahlreiche Nachkommenschaft nicht mehr die Rolle, die sie zu Zeiten spielte, da die als Grundeinheit der Ge-

sellschaft firmierende Stammesgemein- schaft, Großfamilie oder Sippe sich gegen die Aggressionen der gar nicht oder kaum durch ein allgemeines Recht und eine öf- fentliche Ordnung in Zaum gehaltenen Artgenossen und gegen die Unbilden einer nur unvollständig unterworfenen und beherrschten natürlichen Umwelt behaupten musste.

Hinzu kommt, dass die lebensverlän- gernden Fortschritte in der Krankheits- bekämpfung, der Hygiene und der Er- nährung die durchschnittliche Lebens- dauer in solchem Maße verlängert haben, dass die Fortpflanzung ihre Bedeutung als eine Art von Überlebensstrategie, von die frühe Sterblichkeit kompensierender Le- bensübertragung, verloren hat und der Einzelne eher die Illusion der eigenen Unsterblichkeit kultivieren kann, als dass er seine Zuflucht zu der tröstlichen, weil mit dem Tod halbwegs versöhnenden Idee eines Fortlebens in den eigenen Kin- dern nehmen müsste. Und auch die als List der Natur erscheinende Lustprämie der sexuellen Betätigung, mit der die Fortpflanzung von Haus aus verknüpft ist, hat ihre Verführungskraft verloren, da ef- fektive Empfängnisverhütungsmethoden dafür gesorgt haben, dass eben jene Ver- knüpfung keine Verbindlichkeit mehr be- sitzt und der Organismus die Lust genie- ßen kann, ohne den generischen Zweck erfüllen und die Last der biologischen Reproduktion in Kauf nehmen zu müs- sen.

Vor allem aber das Leben in der hoch- industrialisierten Konsumgesellschaft selbst verträgt sich denkbar schlecht mit dem Kinderkriegen, besser gesagt, mit den sozialen Konsequenzen des biologi- schen Vorgangs: der Aufzucht der in die Welt gesetzten Kinder. Wie sollten die mittlerweile fast unterschiedslos beide Geschlechter okkupierenden gesell- schaftlichen Verpflichtungen des Kon- sums und der Karriere noch Raum lassen für die ebenso zeitaufwendige wie be- schäftigungsintensive, die ebenso emotio- nal engagierende wie real vereinnah- mende Aufgabe, Kinder bis zur Reife zu versorgen und zu erziehen, wenigstens achtzehn Jahre lang rund um die Uhr für sie da zu sein und sie zu betreuen?

Wie sollte die doppelte, von der Ge- sellschaft gebieterisch erhobene Forde- rung, an der kapitalistischen Wertschöp- fung nach Kräften mitzuwirken und sich nicht minder engagiert an der für den Ka- pitalprozess unabdingbaren Realisierung der geschaffenen Werte, sprich, dem öko- nomisch als Überführung der materialen Wertgestalten in allgemeines Äquivalent, Geld, erscheinenden Konsum des Ge- schaffenen zu beteiligen – wie sollte diese doppelte Forderung mit dem Vorhaben vereinbar sein, im Rahmen der als Keim- zelle der Gesellschaft hochgehaltenen Kleinfamilie Kinder in die Welt zu setzen und durch jahrelange Ernährung, Pflege, Erziehung und Unterweisung in der Welt heimisch werden und zu vollgültigen Mitgliedern des Sozialcorpus heran- wachsen zu lassen?

## Überbeanspruchung

Dass die Kinderaufzucht im Rahmen der Kleinfamilie zu geschehen hat und dass dem für die Fortpflanzung sorgenden Paar die Hauptlast und entscheidende Verantwortung aufgebürdet wird, ist das offenkundige Dilemma, das zur Überbe- anspruchung der Betroffenen führt und sie im Zweifelsfall dazu bringt, aufs Kin- derkriegen zu verzichten, um wenigstens den genannten gesellschaftlichen Forde- rungen genügen und sich ungeteilt in den Arbeitsprozess und die damit verknüp- fenden sozialen Aktivitäten einbringen beziehungsweise sich mit ganzer Kraft konsumtiv betätigen, sich ein trautes Heim einrichten und Anschaffungen lei- sten, die Gastronomie unterstützen, Rei- sen machen und an der Kultur- und Ver- gnügungsindustrie partizipieren zu kön- nen. Damit das Kinderkriegen sich mit jener konsumgesellschaftlichen Bean- spruchung vereinbaren ließe, müsste den Eltern die Last der Kinderaufzucht teil- weise oder gar weitgehend abgenommen, müssten Institutionen geschaffen werden, die die Erhaltung und Erziehung des Nachwuchses sozialisierten, als gesamtge- sellschaftliche Aufgabe realisierten.

Nicht, dass es an solchen Einrichtun- gen – Krippen, Kindergärten, Kinderlä- den, Ganztagschulen, Jugendklubs – voll-

## 2000 Zeichen

abwärts

## Hunger 1

Es soll ja wirklich Menschen mit der Auffassung geben, Armut fange erst mit dem Hunger an. Aber selbst solche müssen inzwischen der Aussage zustimmen, dass in Deutschland die Armut um sich greift. Seitdem im Januar 2005 die Hartz-IV-Gesetze in Kraft getreten sind, können Lehrer immer häufiger von hungrigen Kindern im Unterricht erzählen. Selbst auf den Grundschulen. Mit der Einführung von Hartz IV ist auch der Regelsatz für Schulkinder deutlich gesenkt worden. Für die Ernährung der Sieben- bisVierzehnjährigen sind seitdem statt 2,82 nur noch 2,28 Euro pro Tag vorgesehen. Der tatsächliche Tagesbedarf für gesunde Ernährung liegt nach Forschermeinung aber sowieso bei knapp fünf Euro. Wenn es aber hinten und vorne nicht mehr langt, gehen jetzt offenbar Kinder auch schon beim Essen leer aus. Zudem hat sich die Zahl der auf Unterstützungsleistungen angewiesenen Kinder seit der Einführung von Hartz IV auf 2,5 Millionen

verdoppelt. Hinzu kommen weitere knapp sechs Millionen Kinder, deren Eltern nicht über ein existenzsicherndes Einkommen verfügen und zumindest zeitweise auf Aufstockung nach Hartz IV angewiesen sind.

Laut Regelsatz soll beispielsweise das Mittagessen für 79 Cent erworben werden. Schulkantinen verlangen aber zwischen zwei und drei Euro für die Mahlzeit. Und so bleiben immer mehr Kinder in der Schule hungrig. Dass Hunger nicht gerade die Leistungsfähigkeit steigert und damit sehr vom der Mehrung des „Humankapitals“ ablenkt, scheint an entscheidender Stelle niemanden zu stören. Die Kinder selbst warten mittlerweile in den Schulkantinen darauf, etwas von den Essensresten der Mitschüler zu ergattern. In anderen Weltgegenden leben bereits ganze Familien auf städtischen Mülldeponien und fristen ihr Dasein, indem sie die Abfälle anderer verzehren. Langsam aber sicher hält solches Elend auch in den wirtschaftlich führenden Ländern Einzug. P.S.

ständig mangelte! Zu offenkundig ist unter den gegebenen konsumgesellschaftlichen Bedingungen die hoffnungslose Überforderung der Kleinfamilie, als dass ohne solche Einrichtungen die Aufrechterhaltung wenigstens eines Minimums an demographischer Reproduktion überhaupt noch möglich wäre. Aber weil an der Kleinfamilie als der gegen alle Empirie zur Keimzelle der Gesellschaft verkörpert sozialen Grundeinheit aus ökonomischen ebenso wie aus ideologischen Gründen festgehalten wird, weil die kapitalistische Gesellschaft auf sie als Stätte eines hypertrophen Konsums und als Bollwerk gegen sozialistische Kollektivierung und Gleichschaltung ebenso sehr ökonomisch baut wie ideologisch schwört, bleiben jene Einrichtungen zur Vergesellschaftung der Kinder ebenso peripher wie rudimentär und ebenso unsystematisch wie umstritten.

Ein der konsumgesellschaftlichen Negation trotzendes positives Verhältnis zur Fortpflanzung findet sich noch am ehesten dort, wo das Kinderkriegen Sukkurs durch einen starken sozialen Traditionalismus oder religiösen Dogmatismus erhält, wo also ethnische Minderheiten sich in ihren mitgebrachten, herkömmlichen Verhaltensweisen einigeln oder Nationen

aus welchen Gründen auch immer einen inkonsequenten Säkularisierungsprozess durchlaufen haben und ihrer auf die Heiligkeit von Ehe, Fortpflanzung und Familie pochenden Religion die Stange halten.

Weniger religiöser Dogmatismus als die Reaktion auf politischen Fanatismus dürfte für das entgegengesetzte Extrem auf der Skala konsumgesellschaftlichen Verhaltens in Sachen Kinderkriegen, nämlich für die aus dem Rahmen fallende Fortpflanzungsunlust in Deutschland und Österreich, den Kerngebieten des nach zwölfjähriger Schreckensherrschaft zu Fall gekommenen Tausendjährigen Reiches, verantwortlich sein. Angesichts der Schamlosigkeit und Penetranz, mit der das seinen globalen Krieg zu führen und die weiten Räume, deren Eroberung es plante, mit Volksgenossen zu füllen entschlossene nationalsozialistische Regime Mutterschaft und Kinderreichtum unter dem Deckmantel ihrer Glorifizierung instrumentalisierte, kann schwerlich verwundern, dass in einer klassischen, durch das Schuldbewusstsein, das ihre bereitwillige Mitwirkung beim mörderischen Geschäft ihrer Führer in ihnen hinterlassen hat, noch verstärkten Reaktionsbildung die beiden Völker sich heute mit beson-

derer und die Determination, die sich aus dem konsumgesellschaftlichen Milieu erklärt, übertrumpfender Entschiedenheit der also pervertierten und in ihrer lebensbejahenden Bedeutung von Grund auf diskreditierten Fortpflanzung enthalten.

Unbeschadet indes der unterschiedlichen Ausprägungen und Stärkegrade der Fortpflanzungsunlust bleibt sie eine für die zurzeit noch vorwiegend westlichen Konsumgesellschaften durchweg charakteristische Tatsache. Eine Tatsache, an der eigentlich auch gar nichts auszusetzen ist, die vielmehr aus geopolitischer Sicht eindeutig begrüßenswert scheint. Schließlich kann eine Verlangsamung oder auch Einstellung des demographischen Wachstums angesichts des Volumens, das die Erdbevölkerung mittlerweile erreicht hat, und angesichts der ökonomischen und ökologischen Belastungen, denen die in den letzten Jahrhunderten solchermaßen ins Kraut geschossene menschliche Spezies ihre Brutstätte, die Erde, nachgerade aussetzt, für beide, für die Erde und die auf sie nolens volens angewiesene Menschheit, nur von Vorteil sein.

Und selbst wenn die in den avancierten Konsumgesellschaften offenkundige Fortpflanzungsunlust das demographische Wachstum nicht bloß hemmt oder zum Stillstand bringt, sondern mehr noch in einen Schrumpfungsprozess umschlagen lässt, scheint das doch alles andere als ein Unglück, da ja in anderen Weltteilen das Wachstum nach wie vor relativ ungebremst vor sich geht und also unter den gegebenen Umständen der Bevölkerungsschwund hier einen Beitrag zur Kompensation der Bevölkerungsexplosion dort und zur dringend nötigen Stabilisierung der demographischen Entwicklung der menschlichen Spezies bedeutet. Wer es mit der Menschheit irgend gut meint und nicht einem bornierten Stammesdenken den Oikos Erde aufzuopfern bereit ist, wird eine künftige Erdbevölkerung, die sich weitgehend aus Chinesen und Indern rekrutiert, gewiss nicht für ein Skandalon halten.

**Fortpflanzungseifer**

Wieso aber dann die oben erwähnten Werbekampagnen pro domo des Kinderkriegen und des Kleinfamilienidylls? Wieso das in ihnen zum Ausdruck kommende, ebenso lächerliche wie verkrampfte Bemühen, den unter der Last der konsumgesellschaftlichen Anforderungen erlahmten Fortpflanzungseifer der Staatsbürger neu zu entfachen? Ist bei den In-



initiatoren jener Reklamefeldzüge für die Mangelware Kind besagtes borniertes Stammesdenken am Werk? Auch wenn fixe Ideen nationalistischen Inhalts beziehungsweise rassistische Wahnvorstellungen in den Köpfen bajuwarischer, westfälischer oder sächsischer Kinderfreunde als Zusatzmotiv eine Rolle spielen mögen, der entscheidende Grund für ihre Werbekampagnen sind sie nicht! Der nämlich ist nicht rassistischer oder nationalistischer, sondern schlicht ökonomischer Natur.

Er ist in der kapitalistischen Ökonomie unserer Gesellschaften zu finden, genauer gesagt, in dem für diese Ökonomie und ihren Akkumulations- oder Verwertungsdrang grundlegenden Prinzip, dass aller im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise geschaffene Mehrwert, wenn irgend möglich, in neue Wertschöpfungsprozesse investiert und zur weiteren Entfaltung des gesellschaftlichen Produktionsapparats verwendet werden, sprich, einem ad infinitum fortlaufenden Wirtschaftswachstum zugute kommen muss und dass deshalb die Subsistenzbedürfnisse der den Wert schöpfenden arbeitenden Bevölkerung ausschließlich aus dem ihr als Arbeitslohn zufallenden Teil der produzierten Wertmasse befriedigt werden darf – wobei mit Subsistenzbedürfnissen nicht etwa nur das Auskommen der Arbeitenden selbst und der von ihnen unterhaltenen Familien, sondern auch und mehr noch die Versorgung der wegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Arbeitsunfähigkeit oder aus Altersgründen am Wertschöpfungsprozess unbeteiligten Bevölkerungsgruppen gemeint ist.

Um Letzteres, die Versorgung der aus dem Arbeitsleben Ausgeschiedenen, zu gewährleisten, gibt es das Rentensystem, ein System, bei dem die arbeitenden Gruppen einen Teil ihres Arbeitslohns an eine gemeinsame Kasse abführen, aus der die Subsistenz der nicht mehr arbeitenden Gruppen finanziert wird. Was die in die Rentenkasse einzahlenden Gruppen zur Mitwirkung motiviert, ist die Aussicht, in Zukunft, wenn sie selbst aus dem Arbeitsleben ausscheiden, ihrerseits aus der Kasse remuneriert zu werden. Hier genau aber wird die besagte Fortpflanzungsunlust der konsumgesellschaftlichen Populationen zum Problem. Ausreichende Zuwendungen aus der Rentenkasse können die aufs Altenteil Gesetzten nur erwarten, wenn die folgenden Generationen die Kasse hinlänglich bestücken. Und das können letztere nur, wenn sie – das zusätzliche Problem der Beschäftigungssituation einmal ausgeklammert –

zahlreich genug sind, um die richtige Proportion zwischen den in die Kasse Beiträge Einzahlenden und den aus der Kasse Beiträge Beziehenden zu gewährleisten.

Hier also liegt das eigentliche, ökonomische Problem, das konsumgesellschaftliche Fortpflanzungsunlust schafft – dass die zahlenmäßige Stagnation oder gar Schrumpfung der folgenden Generationen die Versorgung der vorangehenden Generationen in Gefahr bringt, wobei diese Bedrohung des Rentensystems durch mangelndes Bevölkerungswachstum noch durch die erwähnte gleichzeitige Tendenz einer Zunahme des durchschnittlichen Lebensalters verschärft wird. Beides, dass zu wenig Nachwuchs geboren wird und dass die durchschnittliche Lebenserwartung steigt, wirkt zusammen, um das System der bürgerlich-bürokratisch zum Generationenvertrag erklärten generischen Solidarität ins Wanken zu bringen.

So jedenfalls die Argumentation der Initiatoren der aufs Kinderkriegen zielenden Werbekampagnen. Wohlgermerkt, einen Sinn gewinnt diese Argumentation nur unter der oben angegebenen kapitalistischen Voraussetzung der strikten Trennung von Lohn und Mehrwert und der darauf fußenden Kautel, dass der Mehrwert dem Verwertungsprozess zuzuführen und für weiteres Wirtschaftswachstum zu verwenden ist, während alle subsistenzuellen und konsumtiven Bedürfnisse der an der Wertbildung gegenwärtig, zukünftig oder vormalis beteiligten Gruppen ausschließlich aus der Lohnsumme befriedigt werden müssen. Würde dieses Prinzip aufgegeben und wäre die Bereitschaft da, auf Kosten weiterer Akkumulation und weiteren Wachstums den jeweils produzierten Mehrwert ganz oder teilweise für die Altersversorgung zu verwenden, die durch den Bevölkerungsrückgang in die Rentenkassen gerissenen Löcher ließen sich mühelos und vermutlich lange genug stopfen, um den betreffenden Gesellschaften die Gelegenheit zu geben, sich entweder in aller Ruhe abzuwickeln und friedlich dahinzuscheiden oder aber ein neues Äquilibrium in der Generationenabfolge zu erreichen und durch das – notfalls mithilfe einer Erhöhung des Rentenalters – wiederhergestellte Gleichgewicht zwischen den arbeitenden und den aus dem Arbeitsleben ausgeschiedenen Bevölkerungsteilen das Altersversorgungsproblem aus der Welt zu schaffen.

In Wahrheit findet, aller kapitalistischen Prinzipienreiterei zum Trotz, dieses Löcherstopfen ja auch bereits traditionell

statt – und zwar sowohl direkt und regelmäßig, nämlich im Rahmen der Sozialversicherung, die die Zahlung eines Arbeitgeberanteils in die Rentenkasse vorsieht, als auch indirekt und ausnahmsweise, in Form von staatlichen Zuschüssen zur Altersversorgung, von Steuermitteln, die der Staat in die Rentenkassen fließen lässt, um diese gegebenenfalls vor der drohenden Zahlungsunfähigkeit zu bewahren. Angesichts dieser mittlerweile ebenso eingefahrenen wie bewährten Praxis einer die Finanzierung des Rentensystems aus der Lohnsumme ergänzenden Bezuschussung der Rentenkassen aus der Mehrwertmasse wirkt das Insistieren der heutigen konsumgesellschaftlichen Demokratien auf dem Prinzip einer strikten Trennung von lohnfinanzierter Altersversorgung und wachstumsdienlicher Mehrwertverwendung und wirken zumal die unter der Devise einer Senkung der Lohnnebenkosten unternommenen Versuche, dem Prinzip wieder in praxi und uneingeschränkt Geltung zu verschaffen, wenig realistisch und als Ausfluss einer marktwirtschaftlich-liberalistischen Wachstumsideologie reichlich borniert.

### Irrenlogik

Schaut man indes genauer hin und sieht ab von jenem wachstumsideologischen Alibi, um die wirkliche Lage unserer nationalen Volkswirtschaften in den Blick zu bekommen, gewahrt man die eigentliche Motivation hinter jener vermeintlichen Prinzipienreiterei. Von einer Verwendung des gesellschaftlichen Mehrwerts zum Zwecke eines positiven gesellschaftlichen Wirtschaftswachstums kann nämlich angesichts der weltweiten Überproduktion und Überfüllung der Märkte schon längst nicht mehr die Rede sein. Gebraucht wird der Mehrwert vielmehr einzig und allein dazu, durch Rationalisierungsanstrengungen und Preisdumping der jeweiligen Volkswirtschaft zu ermöglichen, ihre Waren so billig auf dem Weltmarkt feilzubieten, dass sie mit der Konkurrenz Schritt halten kann und, wenn schon keine Marktanteile hinzugewinnt beziehungsweise neue Märkte erobert, so jedenfalls doch ihre Marktposition behauptet und nicht der Verdrängung vom Weltmarkt anheim fällt.

Wenn also auf dem Prinzip der Trennung von Lohnsumme und Mehrwertmasse und der weitest möglichen Unverfügbarkeit des letzteren für soziale Zwecke in genere und für die Altersversorgung in specie insistiert wird, dann des-

## 2000 Zeichen

abwärts

## Hunger 2

Von Zeit zu Zeit machen sie ein wenig von sich reden, die „Brotunruhen“ in verschiedenen Ländern der so genannten Dritten Welt. Ob in Mexiko, Jemen, Mauretanien, Usbekistan, Senegal, Pakistan oder Indonesien – die Polizei prügelt Hungerdemonstranten. Diese melden mit ihren Umzügen und Straßenschlachten durchaus dringenden Bedarf an, aber keine Nachfrage. Zu einer solchen wird ihr Bedürfnis höchstens dann, wenn die beunruhigten Regime durch politische Maßnahmen die Preise so weit senken können, dass Unruhe und Hunger wieder unter das kritische Ausmaß sinken. Stilles Leiden und Sterben ist nicht einmal eine Meldung wert.

Dermal könnte allerdings eine nachhaltigere Phase von Unruhe bevorstehen. Das hat mit den Gründen der Teuerung (die alten Römer hatten dafür dasselbe Wort wie für die Jahresernte) zu tun: Der sorglose Umgang mit dem Erdöl, dem Treibstoff der Weltwirtschaft, geht zu Ende. Das heißt die Produktions- und Transportkosten

an und macht den Anbau von „Energiegetreide“ zunehmend rentabel. Die Ökonomie – angeblich unsere Lebensgrundlage – wird damit zum direkten Nahrungskonkurrenten der Menschheit.

Aber mit der Ernährung der Menschen hat die Zivilisation entgegen dem Fortschrittsglauben schon seit langem ihre Probleme. Der Anthropologe Marshall Sahlins hat es einmal so formuliert: Above all, what about the world today? One-third to one-half of humanity are said to go to bed hungry every night. In the Old Stone Age the fraction must have been much smaller. This is the era of hunger unprecedented. Now, in the time of the greatest technical power, is starvation an institution. Reverse another venerable formula: the amount of hunger increases relatively and absolutely with the evolution of culture.

Widersprochen hat ihm in der Wissenschaft kaum wer. Aber was sollte man schon groß damit anfangen? Eins wird doch nicht gleich den historischen Fortschritt in Frage stellen, bloß weil Leute nichts zu essen haben! L. G.

halb, weil der Mehrwert gebraucht wird, um im internationalen Kampf um die Märkte die nationale Stellung zu halten und weil seine Verwendung für andere Zwecke als den einer Verbilligung der Produktion durch Rationalisierung oder den einer Verbesserung der Konkurrenzsituation durch Preissenkungen und Rabatte gleichbedeutend wäre mit einem Ausstieg aus dem entfesselten globalen Wettrennen um Absatzchancen und einem in solchem Ausstieg nolens volens beschlossenen Zusammenbruch des in Verfolgung eines Wachstums, das nur mehr den unvermeidlichen Schrumpfpunkt zu suspendieren dient, überdrehten Wirtschaftsmotors, der im Bemühen um nichts weiter mehr als die Erhaltung ihres eigenen Betriebes heißgelaufenen Produktionsmaschinerie.

Vor diesem ökonomischen Hintergrund aber verliert das reklameförmige Eintreten fürs Kinderkriegen den Anschein völlig unrealistischer Borniertheit und kehrt eine Art eigene Rationalität, eine dem Irrsinn der ökonomischen Situation geschuldete Logik hervor. Wenn wirklich für die Versorgung der nicht mehr arbeitenden Bevölkerungsgruppe

einzig und allein die Lohnsumme der arbeitenden Gruppe zur Verfügung steht, dann lässt sich die Altersversorgung nur durch eine Beseitigung der konsumgesellschaftlichen Fortpflanzungslust und durch ein nebenbei auch noch die Verschiebung in der demographischen Alterspyramide wegen Zunahme des durchschnittlichen Lebensalters kompensierendes Bevölkerungswachstum sicherstellen. Zwar ließe sich das demographische Wachstum auch durch eine entsprechende Einwanderungspolitik, den Zuzug von ökonomischen Flüchtlingen aus der notleidenden Dritten Welt, erreichen. Aber da diese mögliche Lösung des Problems in der xenophobischen, um ihre nationale Integrität als Symbol ihres industriekapitalistischen Wohlstands besorgten Bevölkerung aufbreiteste Ablehnung stößt und gesellschaftspolitisch tabuisiert ist, bleibt in der Tat nur die biologisch-natürliche Produktion ausreichender Nachwuchskontingente.

Freilich bildet dieses Rezept einer Sicherung des Sozialsystems durch ein aus völkisch eigener Kraft erzielt Bevölkerungswachstum nur unter der Voraussetzung eine Lösung, dass für die Nach-

wachsenden genügend Lohnarbeit vorhanden ist, sprich, annähernd Vollbeschäftigung herrscht. Nur dann können die Betreffenden ja ihren Beitrag zur Sozialversicherung leisten, statt letzterer im Gegenteil als Empfänger von Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe zur Last zu fallen und die Nöte der Rentenkassen noch weiter zu verschärfen. Angesichts der oben erwähnten Konkurrenz um die überfüllten Märkte indes, die zu immer weiterer Rationalisierung und zu einer entsprechend fortschreitenden „Freisetzung“ von Arbeitskräften führt, die mit anderen Worten die Lohnarbeit immer stärker zugunsten einer Investition in den sächlichen Produktionsapparat zurückdrängt, lässt sich alles von der künftigen Wirtschaftsentwicklung, nur garantiert keine Vollbeschäftigung, erwarten. So gesehen, bleibt die gesellschaftspolitische Rationalität der Werbung fürs Kinderkriegen eine Milchmädchenrationalität beziehungsweise bleibt die Logik des Aufrufs zur Fortpflanzung eine dem Irrsinn der politisch-ökonomischen Situation, der der Appell entspringt, geschuldete, sprich, eine Irrenlogik.

Tatsächlich kehrt damit die derzeitige Kampagne fürs Kinderkriegen eine fatale Affinität zu den aufs Wachstum des deutschen Volkskörpers zielenden nationalsozialistischen Zuchtbemühungen hervor. Hier wie dort sollen Kinder in einer das Land heimsuchenden politisch-ökonomischen Notlage eine verzweifelte und letztlich das Scheitern höchstens vertagende Abhilfe schaffen. Dort sollen sie einer Nation, die als Konsequenz der Lösung ihrer ökonomischen Probleme einen Krieg in Kauf nimmt und die sich in Vorbereitung des Krieges als Volk ohne Raum geriert, erlauben, vor der unabwendbaren Niederlage so lange wie möglich im Feld zu stehen. Hier sollen sie einer Nation, die sich weigert, sich den ökonomischen Problemen, mit denen sie ihren konsumgesellschaftlichen Wohlstand bezahlt, zu stellen, und die dafür mit Zukunftslosigkeit bestraft wird, gestatten, so lange wie möglich in der Gegenwart zu verharren. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll – über den objektiven Zynismus, mit dem in beiden Fällen die künftigen Generationen für die Selbstbehauptung beziehungsweise das Wohlergehen der lebenden Generation instrumentalisiert, oder über die abgrundtiefe Dummheit, mit der Überlebensstrategien, die doch bestenfalls das Unheil aufzuschieben taugen, als seriöse Problemlösungen präsentiert werden.

**Beatrix Beder**, geb. 1969, Studium der Politikwissenschaft und Frauenforschung an der Uni Wien und der FU Berlin, lebt in Wien. Patchwork-Arbeiterin im Kommunikationsbereich: zwischen gesellschaftspolitischen Engagement (Radio Afrika, attac) und PR- und Marketingjobs für IKT-Unternehmen (tele.ring, EUnet). Interessiert an der Herstellung politischer, kreativer (Kabarett) und geselliger Öffentlichkeiten (Wirtshaus in Theorie & Praxis).

**Fritjof Bönold**, geb. 1966, aufgewachsen bei Göttingen, lebt seit 1986 in Nürnberg. Er hat Pädagogik studiert sowie das Hauptschullehramt und eine Montessori-Ausbildung absolviert. Verschiedene Veröffentlichungen u.a.: „Geschlecht – Subjekt – Erziehung. Zur Kritik und pädago-

gischen Bedeutung von Geschlechtlichkeit in der Moderne“, Centaurus Verlag, Herbolzheim 2003. Außerdem ist er Tischtennispieler.

**Oliver Heuler**, geb. 1967, Privatrechts-anarchist, lebt privat in Waren (Müritz, Deutschland), beruflich in der Golfschule Fleesensee und virtuell unter: heuler.de. Veröffentlichung: „Jenseits des Scores. Der Weg des Meisters beim Golfspiel“, Books on Demand, Berlin 2002.

**Karl-Heinz Lewed**, geb. 1960, freier Publizist und Mitarbeiter der Zeitschrift *krisis*, lebt in Nürnberg mit Partnerin und Sohn. Studierte in Erlangen. Arbeitsschwerpunkt in den letzten Jahren: Aufklärungskritik und Kritik der Rechtsform unter der Perspektive der Abspaltung.

**AutorInnen** aller Ausgaben siehe [www.streifzuege.org](http://www.streifzuege.org) unter „Redaktion und AutorInnen“.

## Transformationsclub der Streifzüge

Eine Mitgliedschaft im Transformationsclub der Streifzüge kostet 120 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal oder per vierteljährlichem Dauerauftrag. Für den Beitritt wird man selbstverständlich belohnt: Es gibt ein auszuwählendes Schriftstück als Einstandsgeschenk und darüber hinaus alle aktuellen Buchpublikationen, wo eins von uns beteiligt ist, sei's als Autor oder Mitautor, gratis. Das Abo der Streifzüge ist selbstverständlich inbegriffen, ebenso die Zustellung mehrerer Exemplare der aktuellen Nummer bzw. aller noch erhältlichen Einzelhefte.

Kritischer Kreis, Margaretenstr. 71-73/23, A-1050 Wien, [streifzuege@chello.at](mailto:streifzuege@chello.at)

## Osterangebote

**Sonderangebot 33:** *Streifzüge* Jg. 2001-2006, das sind 18 Nummern um günstige 33 Euro.

**Sonderangebot 55:** *Streifzüge* Jg. 2001-2009, das sind 27 Ausgaben um phantastische 55 Euro.

**Sonderangebot 77:** Alle lieferbaren Ausgaben der *Streifzüge* von 1996 bis inklusive 2009, das Manifest gegen die Arbeit, das Plagiat und die *krisis*-Nummern 29 und 31 zum phänomenalen Preis von 77 Euro.

**Sonderangebot 99:** Alle lieferbaren Ausgaben der *Streifzüge* von 1996 bis inklusive 2009, das Manifest gegen die Arbeit, Plagiat, „Dead Men Working“ und die *krisis*-Hefte 10, 23, 28, 29, 30, 31 um sagenhafte 99 Euro.

Weiters gelten auch folgende Angebote zum jeweils kleinsten Preis von 10 Euro:

- Kennenlernpaket (6 von uns zusammengestellte Ausgaben)
- 10 Hefte der jeweils aktuellen Nummer zum Wiederverkauf
- Einzelne Jahrgänge (lieferbar sind die Jg. 2001-2006).

Alles gegen Vorkasse. Versandkosten mitinbegriffen.

Sollten sich irgendwelche Preisangaben (etwa mit der Homepage) widersprechen, gilt im Zweifelsfall die kleinere Summe. Sondervereinbarungen möglich.

**Iman Attia (Hg.)**  
**Orient- und IslamBilder**  
Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus

312 Seiten, 19,80 EUR [D]  
ISBN 978-3-89771-466-3



**R. Hartz, T. Karasek, Clemens Knobloch (Hg.)**  
**Inszenierte Konflikte – Inszenierter Konsens**  
Edition DISS

236 Seiten, 25 EUR [D]  
ISBN 978-3-89771-745-9



**Bini Adamczak**  
**GESTERN MORGEN**  
Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft

160 Seiten, 12 EUR [D]  
ISBN 978-3-89771-465-6



**Enzo Traverso**  
**Gebrauchsanleitungen für die Vergangenheit**  
Geschichte, Erinnerung, Politik

112 Seiten, 14,80 EUR [D]  
ISBN 978-3-89771-470-0

**R. Hartz, T. Karasek, C. Knobloch (Hg.)**  
**Inszenierte Konflikte – Inszenierter Konsens**  
Edition DISS

236 Seiten, 25 EUR [D]  
ISBN 978-3-89771-745-9



**Janine Böckelmann, Frank Meier (Hg.)**  
**Die gouvernementale Maschine**  
Zur politischen Philosophie Giorgio Agambens

218 Seiten, 18 EUR [D]  
ISBN 978-3-89771-456-4

**UNRAST Verlag**

Postfach 8020 · 48043 Münster  
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120  
Besuchen Sie uns: [www.unrast-verlag.de](http://www.unrast-verlag.de)



# Gagge statt Flagge

Unumgänglich

von Franz Schandl

Den originellsten Beitrag zur österreichischen Innenpolitik der letzten Monate lieferte die Parteijugend der Wiener Grünen. In revolutionärem Eifer ließ die GAJ ein Plakat drucken, das den stimmigen Slogan der Gemeinde Wien gegen Hundekot „Nimm ein Sackerl für mein Gaggerl“ in ein „Nimm dein Flaggerl für dein Gaggerl“ umwandelte. Mehr haben sie nicht gebraucht, diese vaterlandslosen Gesellen. Wenn die Fahne in den Kot gezogen wird, ist für die Patrioten Feuer am Dach. Eine kleine Hetzjagd war angesagt.

Eilfertig distanzierte sich die Ökopartei. In seiner Funktion als Innenminister im Wartestanzzimmer trat gleich mal Peter Pilz auf den Plan. Auf seiner Homepage fordert er Züchtigung, Bekenntnis und Ausschluss. Unter dem Titel „Grüne Scheisser“ schreibt er: „Bis vor kurzem wusste ich nicht, dass es auch das bei uns gibt. Jetzt empfiehlt die ‚Grün Alternative Jugend Wien‘: ‚Nimm dein Flaggerl für dein Gaggerl‘. Ein Hund hält dazu die österreichische Fahne im Maul. Ist das jetzt ein grüner Lausbuben- und Lausmäderlstreich? Reicht da ein mildes Kopfschütteln unserer Parteiführer und Führerinnen? ‚Wer Österreich liebt, muss Scheisse sein.‘ Das steht auf dem Plakat und ist offensichtlich die Meinung der GAJ Wien. Ich bin anderer Meinung. Wer Österreich für Scheisse hält, soll sich dafür eine Scheisspartei suchen. Die sind sicherlich nicht wir. Bis jetzt sind die Plakatkünstler noch nicht an die Öffentlichkeit getreten. Das sollten sie jetzt tun. Sie sollten sich persönlich vorstellen, entschuldigen und sich ein neues Feld für ihr Gaggerl suchen.“

Wo Pilz poltert, ist die FPÖ nicht weit. Die würde die jungen Grünen am liebsten gleich einsperren. Denn die Parolen seien nicht nur „ein Schlag ins Gesicht jedes aufrechten Österreicherers. Sie sind auch von

strafrechtlicher Relevanz.“ Man fragt an, ob dieses Plakat nicht den Tatbestand des § 248 des Strafgesetzbuches erfüllt, der die Herabwürdigung der Republik, insbesondere der österreichischen Fahne regelt. Nichts Schlimmeres als eine Fahne durch den Dreck zu ziehen. Der Taschenspielertrick dabei ist, den Leuten einzureden, die Kritik von Symbol und Institution trifft a priori auch sie, beleidigt sie höchstpersönlich. Doch stimmt das so? Wer die Fahne beschimpft, beschimpft nicht mich, und wenn jemand das Volk nicht mag, warum sollte ich mich da betroffen fühlen? Weil ich einen österreichischen Staatsbürgerschaftsnachweis habe, deswegen stehe ich doch nicht in Geiselhaft.

Bevor noch mehr auszucken, erinnern wir uns doch nur kurz an den lange kolportierten Mythos von der Entstehung dieser Fahne. Auch wenn die Geschichte nachweislich nicht stimmt und sie immer mehr aus dem Verkehr gezogen wurde, ist sie geradezu bezeichnend. Nun, es war unser ostmährischer Herzog Leopold V., der auf dem Dritten Kreuzzug durch das Blut der Muselmanen watete. Sein ganzer Waffenrock war rot. Nur dort, wo sich der Gürtel befand, blieb darunter ein breiter Streifen weiß. Rot-weiß-rot ward geboren. Was erzählt uns diese Geschichte? Doch nicht weniger, als dass die Flagge Folge eines Gemetzels ist. Darf man sich dazu bekennen? Welch blöde Frage, man muss! Die Abschachtung missliebiger Fremder ist die ideologische Basis der österreichischen Flagge. Es ging um Aggression und Invasion, inklusive Blutbad. Und die Barbaren standen wie so oft im Osten.

Mir zweifellos ist der Kot beim Arsch lieber als die rot-weiß-rote Kriegsbemalung im Gesicht. Um es auf den deftigen Punkt zu bringen, auf dass es auch Patrioten verstehen: Gagge kommt im Normal-

fall natürlich aus den Menschen heraus, Blut (von der weiblichen Menstruation abgesehen) hingegen nicht, es muss durch einen extremen Ein- oder Übergriff aus ihnen herausgeholt werden. Sind sie die Gagge los, so sind sie erleichtert, sind sie das Blut los, sind sie tot. Was da die obszönere Vorstellung ist, liegt auf der Hand. Wahrlich, es ist um vieles unerträglicher, für die Flagge zu töten oder zu fallen als auf sie zu schießen. Noch einmal: gegaggt werden wird immer, auf alles, auch auf Fahnen, aber geblutet wurde schon genug, gerade für Fahnen. Die Frage also, ob man wahlweise für die Fahne in irgendeinen Krieg ziehen oder auf sie schießen möchte, ist doch so etwas von eindeutig im Sinne des Lebens zu entscheiden, dass es eindeutiger gar nicht mehr geht.

Nationen sind kollektive Halluzinationen, freilich ganz von der realen Sorte. Diese Haltung wird nicht nur von Patrioten exponiert, sondern auch alle andern haben sie internalisiert. Verglichen damit ist die GAJ-Persiflage ein intellektueller Hochgenuss. Auch analytisch deutet das Plakat an, was eigentlich auf der Tagesordnung stünde: Die Abwicklung der Nationen, die Entwöhnung der Menschen vom klassifizierenden Schwachsinn nationaler Zugehörigkeiten. Das Zoogehege der Völker ist zu entsorgen. Wer also die Scheisser sind, mag Pilz bestimmen, wer die Hosenscheißer sind, bestimme allemal ich. Das sind staatsfromme grüne Althirsche, die hinter diversen Rabiatismen nichts anderes als ihre Angepasstheit und Abgeklärtheit verstecken. Erlauben wollen sie nur noch, was in das beschränkte Weltbild ihrer FDGO, der Freiheitlich-demokratischen-Grünzeug-Ordnung passt. Wenn Pilz danach ist, kann er sich gemeinsam mit Strache rot-weiß-rote Stricherl ins Gesicht schmieren.

**Roter Punkt = bitte Abo einzahlen!**

**P42 = Probenummer, über ein Abo wären wir begeistert!**

**Keine Politik  
ist möglich!**

**www.streifzuege.org**